

G. GUREWITSCH

HEFT II



RAUHREIF

35 Pf.

auf Salmen

K L E I N E J U G E N D R E I H E

GEORGI GUREWITSCH

RAUHREIF AUF PALMEN

Wissenschaftlich-phantastische Erzählung

Heft 2



VERLAG KULTUR UND FORTSCHRITT BERLIN

1 9 5 3

4. Jahrgang, Heft 3/1953

Russischer Originaltitel: ИИЕИ НА ПАЛЪМАХ

Deutsch von M. Nobel

(Die Erzählung wurde der „Illustrierten Rundschau“,
Jahrgang 1952, entnommen)

Copyright 1952 by Verlag Kultur und Fortschritt GmbH., Berlin

Printed in Germany • Alle Rechte vorbehalten

Lizenz-Nr. 3

Einband: Verlagsentwurf — R. Lehmann, nach einem Motiv
von G. Filippowski

Illustrationen von G. Filippowski, nachgezeichnet von R. Lehmann

Satz und Druck: (III/9/1) Sächsische Zeitung, Verlag und Druckerei,
Dresden N 23, Riesaer Straße 32 10472

285/61/52

Erstes Kapitel

Die „Willela“ befand sich auf offenem Meer. Schwere, hohe Wellen schlugen ihr aus der milchigen Finsternis entgegen. Der Dampfer schnitt sie mit seinem scharfen Bug, erhob sich stöhnend auf ihre Kämme, zerstampfte sie unter sich, glitt über sie hinweg oder stürzte in die Wellentäler. Wegen des Unwetters versammelten sich im Salon viel mehr Passagiere als gewöhnlich. Hier war es laut und warm; das elektrische Licht brannte hell, und niemand verspürte Lust, an Deck zu gehen, wo der dichte Nebel Atembeschwerden verursachte.

In dem allgemeinen Stimmendurcheinander konnte man die Rufe der Kartenspieler unterscheiden: „Ich nehme! Passe! Sie haben hundertzwanzig!“ Eine junge Miß mit blondem, lockigem Haar saß am Klavier und hämmerte auf die Bitte ihrer Mutter Etüden, Sonaten und Rhapsodien, während die Mama in ihrem Sessel entzückte Rufe ausstieß: „Welch ein Ausdruck! Was für ein Anschlag!“ Eine Gruppe von Geschäftsleuten, alle wohlbeleibt, mit Glatze und roten Bäckchen, besprach den Börsenbericht. „Pakistan ist unzuverlässig“, meinte einer von ihnen, „ich persönlich lege mein Geld nur in Waffen an.“

Die anderen nickten zustimmend.

„Ja, ja, in unseren Tagen lohnt sich nur das Waffengeschäft. Alles andere ist unsicher.“

Milly hockte in der äußersten Ecke mit hochgezogenen

Beinen in einem Sessel und hatte ihre Knie mit einem Tuch bedeckt. Sie fühlte sich ganz in ihrem Element. Rings um sie waren viele Menschen; sie bemühte sich, alles zu verfolgen und Gesprächsfetzen aufzuschneiden; gleichzeitig unterhielt sie sich aber mit einem jungen Steuer-
mannsgehilfen — dem Vertreter eines für sie neuen Berufs.

Genau in diesem Augenblick geschah das Unerwartete. Später erinnerte sich Milly, daß alles mit einem Lichtschein begonnen hatte, der so grell war, daß viele sich nach den Fenstern umsahen. Dann ertönte ein schreckliches Krachen, als berste einer der riesigen New Yorker Wolkenkratzer. Der eben noch so sichere und feste Fußboden schwankte so stark, daß die eleganten Damen und die Geschäftsleute das Gleichgewicht verloren.

Milly wurde von der dicken Mama der musikalischen Tochter, die mit ihrer markanten Baßstimme wie eine Dampf sirene schrie, fast erdrückt. Drei Damen, die sich gerade mit ihren Toiletten beschäftigten, kreischten durchdringend mit weit geöffneten Mündern. Milly ihrerseits stimmte nicht ohne Schadenfreude in den Chor mit ein.

Die Verwirrung dauerte nur eine halbe Minute, nicht länger. Dann nahm der Fußboden des Saales wieder seine normale Lage ein, und die Schreie der Passagiere wurden von der Stimme im Lautsprecher übertönt:

„Ladys und Gentlemen, bewahren Sie die Ruhe. Die ‚Wil-
lela‘ hat nur unbedeutende Beschädigungen erhalten, die ausgebessert werden können. Die Passagiere werden ge-
beten, sich in ihre Kajüten zu begeben, um die Besatzung nicht zu behindern.“

Das Ersuchen, die Passagiere mögen ihre besten Sachen auswählen, wurde erst später durchgegeben, als es den Matrosen bereits gelungen war, die erregten Menschen in die Kajüten zurückzudrängen.

Als Sekretär und Bevollmächtigter des Chefs genoß Freddy

auf dem Schiff ein besonderes Ansehen. Deshalb begab er sich gleich nach dem Alarm auf die Kommandobrücke. Auf dem gewöhnlich leeren Bootsdeck drängten sich jetzt viele Leute. Die Matrosen entfernten die Schutzhülle von den schweren, bauchigen Rettungsbooten, von denen jedes sieben Personen aufnehmen konnte. Der erste Offizier besichtigte ein Boot nach dem anderen, zählte die schon vorher zurechtgestellten Ballons mit Trinkwasser und erteilte Anweisungen, wie man die Lebensmittel verstauen sollte. „Anscheinend eine verirrte Mine“, erwiderte er auf die Frage Fredlys und fügte schulterzuckend hinzu: „Der Ozean ist nun einmal kein Parkweg. Ihn konnte man nach diesem verdammten Krieg nicht einfach sauberfegen.“

Der Kapitän war im Funkraum. Dort stand er an der Tür und verfolgte aufmerksam, wie die Taste unter der Hand des Bordfunkers zitterte. Von Zeit zu Zeit unterbrach der Funker seine Sendung und lauschte mit gerunzelter Stirn auf die verzerrten Töne, die in seinem Kopfhörer vernehmbar waren.

„Länge 157 Grad 18 Minuten, Breite...“, begann der Funker mit monotoner Stimme.

Der Kapitän legte das Meßlineal an die Karte.

„Setzen Sie die Suche fort“, sagte er ruhig, „der kommt nicht mehr zurecht...“

„Ist das ein russisches Schiff?“ fragte Freddy interessiert.

Der Kapitän betrachtete ihn unfreundlich, doch erwiderte er höflich:

„Es ist der ‚Heilige Olaf‘. Ein norwegischer Walfänger.“

„Suchen Sie, wie es sich gehört!“ schrie Freddy den Funker an. „Wir befinden uns in der Nähe russischer Inseln. Hier müssen ‚ihre‘ Dampfer sein.“

Ein im Nebel nicht erkennbarer Mann trat an das Fenster und meldete mit aufgeregter Stimme:

„Am Backbord ein Leck, drei Spanten sind gebrochen, am Vorsteven ist die Wand in Höhe der Wasserlinie durch-

schlagen. In der Maschinenabteilung steht ebenfalls Wasser."

„Schicken Sie einen Mann los, der mit dem Pegel* das Wasser im Unterdeck messen soll", antwortete der Kapitän beherrscht.

„Ist bereits geschehen."

„Dichten Sie die Lecks."

„Wir kommen nicht ran, ist ein richtiger Wasserfall."

„Versuchen Sie es trotzdem. Stellen Sie die Passagiere an die Handpumpen", ordnete der Kapitän an. „Und Sie selbst führen ein Kommando in den Laderaum und lassen die Ballen über Bord werfen!"

„Die Fracht über Bord?" rief Freddy. „Auf gar keinen Fall. Ich verbiete das, hören Sie, Kapitän! Sie müssen dem Chef Rechenschaft ablegen!"

Der Kapitän hob den Kopf, und Freddy schauderte, als er die kalten Augen eines Menschen sah, der nichts mehr zu verlieren hatte.

„Ja, ich werde Rechenschaft ablegen", gab der Kapitän gelassen zur Antwort, „und zwar den Haifischen. In zwei Stunden sinkt die Willela' auf den Grund. Sie stören mich. Verlassen Sie die Brücke!"

Der Funker runzelte die Stirn, als habe er Zahnschmerzen, und bedeckte den Kopfhörer mit der Hand.

„Da ist die Grosny", sagte er. „Ein russisches Schiff an der Vulkaninsel. Sie funkt: ‚Kommen zu Hilfe!'."

Der Kapitän legte schweigend das Lineal an die Karte und rief dann in den Nebel:

„Parker, stellen Sie die Sirene an. In anderthalb Stunden kommt ein Schiff."

„In anderthalb Stunden kommt ein russisches Schiff. Machen Sie sich zum Übersteigen fertig!" Das gab man in allen Kajüten bekannt, und in allen Kajüten wartete man

*Wasserstandsmesser.

voller Hoffnung, Angst und Ungeduld auf das russische Schiff.

Millys Nachbarn schluchzten und rangen die Hände. Sie hatten ihre Koffer geöffnet und suchten aus einem Haufen ans Herz gewachsener Gegenstände das Allerliebste aus. Außer Milly bewahrte nur ein achtjähriges Mädchen in einem grünen Mäntelchen die Ruhe.

Es schaute mit großen, runden Augen auf den Wirrwarr. „Oh! Mein liebes, unglückliches Kindchen!“ schluchzte die Mutter hysterisch.

Milly saß mit hochgezogenen Beinen auf ihrem Bett und starrte trübsinnig durch das Bullauge. Das Abenteuer kam ihr immer noch irgendwie unwirklich vor, vielleicht deswegen, weil sie noch nie in ihrem Leben ein Abenteuer mitgemacht hatte. Eigentlich war das alles doch gar nicht so schlimm — in einer Stunde wird der russische Dampfer da sein, und Milly wird sich mit ihrem Kofferchen aus dieser Kajüte in eine andere begeben. Vielleicht würde es dort ein wenig enger und unbequemer sein, das war aber auch alles.

Doch trotzdem war es schrecklich, durch das Bullauge zu blicken. Vor kurzem noch hatte Milly hinter dem runden Glas den tiefblauen Meeresspiegel, auf dem die Sonnenstrahlen funkelten, gesehen. Wenn der Dampfer schaukelte, geriet die blaue Oberfläche in Bewegung: der Wasserspiegel hob sich allmählich und senkte sich dann wieder tief hinunter. Bei starkem Wellengang erreichten manchmal Schaumspritzer das Glas. Jetzt sah das alles ganz anders aus: das Bullauge stand unter Wasser, so daß man direkt in die dunkle Tiefe schauen konnte. Ein ziemlich großer Fisch mit dickem Maul und Stacheln schnupperte am Glas und glotzte Milly mit seinen aufgerissenen blöden Augen an.

Vielleicht sind wir schon auf dem Meeresgrund? dachte Milly zuweilen.

Der Lautsprecher beruhigte sie aber. Die Stimme des An-sagers klang ruhig und alltäglich.

Da schlief Milly ein, und der ganze Schiffbruch erschien ihr ein Traum.

Plötzlich erklang die betont ruhige Stimme des Ansagers: „Ladys und Gentlemen, nunmehr nähert sich der russische Dampfer. Ich bitte die Frauen mit Kindern, sich auf das Bootsdeck zu begeben. Nur die Frauen mit Kindern, die übrigen kommen später!“

Beim Betreten des Decks fühlte Milly den nahen Unter-gang des Dampfers.

Die „Willela“ lag stark auf der Seite. Auf dem nassen Deck konnte man sehr leicht ausgleiten. Die Frauen mit ihren unförmigen Bündeln in den Armen fielen hin, stießen sich gegenseitig, verloren ihre Kinder und schrien entsetzt auf.

Die Maschine stand still, das gewohnte Stampfen hatte aufgehört. Dafür heulte die Sirene beunruhigend, ihre Signale erklangen kurz und abgerissen wie das Stöhnen eines Schwerkranken.

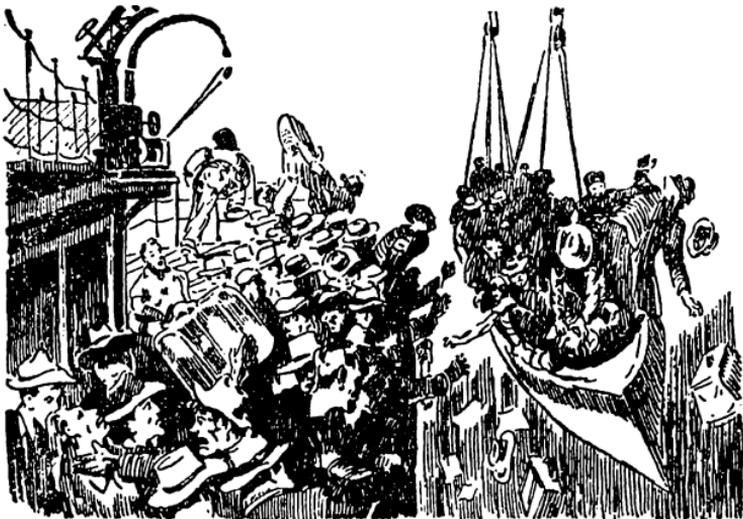
Von Zeit zu Zeit, wenn die Sirene verstummte, drangen die kaum vernehmbaren Signale des russischen Dampfers durch den Nebel. Er hatte die Orientierung verloren, und seine Heulsignale ertönten bald von links, bald von rechts. In der Menge der Passagiere begann man schon von einem möglichen Zusammenstoß zu flüstern.

Unter Stoßen, Schreien und Weinen füllten die Passagiere ungeordnet die bauchigen weißen Boote. Die Hebekräne zogen sie in die Höhe, da der Kapitän eine Überfüllung befürchtete. So hingen die Boote, schaukelnd und bis oben-hin mit Menschen, Bündeln und Koffern vollgestopft, über dem Wasser.

Plötzlich tauchte eine Silhouette aus dem Nebel auf. Das konnte weder ein Felsen, noch ein Boot sein. Als ein

Windstoß den Nebel zerriß, erblickten alle fünfhundert Menschen an Bord der „Willela“ einen kleinen, blitzend weißen Dampfer mit einem spitzen, niedrigen Bug und einer einzigen Kajüte. Er schwamm auf einmal ganz dicht neben der Bordwand der „Willela“, so daß man sogar die Gesichter der russischen Seeleute erkennen konnte: den Kapitän mit der ausgeprägten Stirn und dem dichten, schwarzen Bart, den Mechaniker mit den vorstehenden Backenknochen und den schmalen Chinesenaugen und einen hoch aufgeschossenen Jüngling von etwa siebzehn Jahren in einem sackartigen Schutzanzug mit riesigen Gummistiefeln.

Milly besaß Humor genug, um sich an die enge und unbequeme Kajüte zu erinnern, die sie sich ausgemalt hatte. Wie sollen fünfhundert Menschen auf diesem Dampfer Platz finden? dachte sie.



Sie wußte nicht, daß im gleichen Augenblick alle fünfhundert Passagiere denselben Gedanken hatten. Sogar der Kapitän auf der Kommandobrücke meinte:

„Weshalb haben wir nur auf diesen Kasten gewartet? Laßt die Rettungsboote ins Wasser!“

Die letzte Hoffnung waren jetzt die Boote — das begriffen alle fünfhundert Passagiere zugleich. Die schwache Kette der Matrosen, die die Menge zurückhalten wollte, zerriß beim ersten Ansturm. Milly wurde beiseitegestoßen. Sie sah, wie eins der überfüllten, in der Luft schwebenden Boote kippte und die Passagiere mit wilden Schreien ins Wasser stürzten. Ihre Mäntel und Umhänge belebten als blaue, himbeerrote, sandfarbene und karierte Flecken das Wasser. Milly bemerkte ein wenig abseits von der Bordwand eine grüne Pelerine und stürzte sich, ohne zu überlegen, kopfüber ins Wasser.

Ich habe bereits davon gesprochen, daß Milly Schwimmmeisterin in ihrem College war. Sie schwamm im Freistil hundert Meter in 1 Minute 32 Sekunden und besaß das Rettungsschwimmerzeugnis. Es war sehr angenehm, in einem Bassin mit gechlortem, grünlichem Wasser zu schwimmen und den Kopf des übungsweise „Ertrunkenen“ mit beiden Händen über der Wasseroberfläche zu halten. Hier sah das alles ganz anders aus.

Das Wasser war eiskalt, so daß Millys Beine vor Kälte erstarren. Das Kleid umspannte den Körper wie eine kalte Kompresse und behinderte die Arme. Die grüne Pelerine verschwand aus ihrem Gesichtskreis, sie sah nur noch ein Spritzen, Strampeln und hochwirbelnde Luftblasen. Irgend jemand packte Milly am Bein — das war der Besitzer von Rüstungsaktien. Milly schlug ihn mit der freien Hand ins Gesicht. „Hilfe!“ schrie ein anderer, der von oben herabstürzte. Milly kam auf den Gedanken zu tauchen. Etwas verstrickte sich in ihren Händen, vielleicht war es die grüne Pelerine, etwas schlug auf ihren Kopf, vielleicht

ein Koffer. Milly schluckte eiskaltes Salzwasser und fühlte, daß sie selbst unterging.

Unterdessen spielte sich oben folgendes ab:

Der russische Kutter fuhr ganz dicht an die Bordwand heran und machte gegenüber der Kommandobrücke halt. Der schwarzbärtige Kapitän ergriff sein Sprachrohr und fragte in gutem Englisch:

„Heda! Ihr dort an Bord, wo befindet sich euer Leck?“

„Macht, daß ihr wegkommt!“ erwiderte der amerikanische Kapitän. „Wir haben keine Zeit, wir sinken. Haltet euch neben uns, ihr könnt Leute aufnehmen.“ (Er wollte nicht, daß die „Grosny“ das Herablassen der Rettungsboote behinderte.) Doch unerwartet für alle faßte Freddy plötzlich Zutrauen zu den Russen, beugte sich über die Bordwand und rief ihnen zu:

„Hör zu, Genosse, wir sind auf eine Mine gelaufen, die linke Bordwand ist am Bug etwas unterhalb der Wasserlinie aufgerissen!“

Der russische Kapitän verstand sofort. Die „Grosny“ fuhr an den Bug heran und blieb dort liegen. Nur wenige Menschen (die meisten waren mit den Rettungsbooten beschäftigt) sahen, daß der junge Mann im Schutzanzug einige Büchsen in Handgranatenform ins Wasser zu werfen begann. Der schwarzbärtige Kapitän stellte irgendeinen Apparat an Bord auf, der einer Kanone glich und einen Strahl von einer weißen, glitzernden Flüssigkeit ausspie, die in der Luft dampfte. Diesen Strahl lenkte er gerade an jene Stelle, wo neben dem Leck ein kleiner Wasserwirbel entstanden war. Niemand achtete auf die Russen, immer noch drängte sich der Menschenstrom zu den Booten.

Nach etwa drei Minuten stellte der schwarzbärtige Kapitän seine „Kanone“ ab und rief durch das Sprachrohr:

„He, Kapitän, wir haben euer Leck abgedichtet. Pumpt

allmählich das Wasser ab. Laßt das Fallreep herab, wir kommen an Bord."

Der Kapitän achtete überhaupt nicht auf diese Worte. Vielleicht hörte er sie nicht, und wenn er sie hörte, so erschienen sie ihm zu ungläubhaft. Er fuhr mit dem Herablassen der Boote fort, bis ein aufgeregter Mechaniker von unten angelaufen kam und meldete:

„Das Wasser im Laderaum ist um vier Zoll gesunken. Das Leck ist zu!"

Erst da hörte der Kapitän auf die Russen und ließ das Fallreep herab, um sie an Bord zu nehmen. Woher sollte er, ein amerikanischer Durchschnittskapitän, auch wissen, daß er es hier mit dem Professor Tschernow zu tun hatte, dem Erfinder des Frostwerfers, und daß die „Willela" das erste Schiff der Welt war, das von den Russen durch die völlig neue Methode der Leckvereisung gerettet wurde?

Zweites Kapitel

Clay berichtete mir als erster von der Katastrophe. Nichtsahnend sagte er beim Morgenfrühstück so ganz nebenbei zu mir:

„Wie ich höre, soll mit der ‚Willela‘ etwas passiert sein. Unsere Funkstelle hat ‚SOS‘ aufgefangen."

Infolge meiner neuen Stellung brauchte ich nicht so pünktlich ins Laboratorium zu kommen. Ich eilte zur Funkstelle. Der Diensthabende erklärte mir: „Nichts Besonderes." Der Dampfer sei gerettet und würde wahrscheinlich in etwa vier Tagen eintreffen. Zwar sei eine Panik entstanden, bei der einige Menschen — drei Männer, sechs Frauen und ein Kind — ertranken. Doch alle anderen erfreuten sich bester Gesundheit.

Ich schickte Milly sofort ein Telegramm und ging halb beruhigt an meine Arbeit. Zehn Menschen von fünfhundert Passagieren waren nicht sehr viel. Milly konnte aus-

gezeichnet schwimmen — sie war doch Meisterin in ihrem College gewesen. Natürlich gab es Zufälle, doch es mußte ja bald eine Antwort kommen.

Nach einer Stunde, nach zwei, nach drei ging ich wieder hin, aber eine Antwort fand ich nicht vor. Die „Willela“ war der einzige Passagierdampfer, der die „Konzession“ anlief. Hunderte von Menschen überschütteten den Dampfer mit Funksprüchen, in denen sie sich nach dem Schicksal ihrer Angehörigen erkundigten. Wenn ich sie so betrachtete, begann ich zu verstehen, was diese kaltblütig hingeworfenen Worte „sechs Frauen und ein Kind“ bedeuteten. Vielleicht war gerade die Frau dieses gutmütigen Dicken dort mit dem Zementstaub im Gesicht darunter, vielleicht die Mutter jenes Zeichners mit dem schwarzen Charlie-Chaplin-Schnurrbart. Fast alle Passagiere wollten zu unserer „Konzession“.

Konnte man sich so sehr auf die Schwimmkunst verlassen? Die geübtesten Schwimmer ertrinken zuweilen während einer Panik. Im kalten Wasser kann man Krämpfe bekommen, die Strömung kann einen unter das Schiff treiben...

Und gemeinsam mit Dutzenden anderer Menschen überredete, bat und bestach ich den Funker: „Schicken Sie noch eine Anfrage, bitte.“

Das dauerte drei Tage lang. Zweiundsiebzig Stunden fruchtlosen Grübelns, endloser Überlegungen, die alle um ein und dieselbe Frage kreisten: Wer ist ertrunken? Ist sie dabei oder nicht?

Schließlich traf die Nachricht ein:

„Unter Umgehung fremder Häfen begibt sich die ‚Willela‘ nach Palmtown.“

Ich bat um Urlaub und fuhr in die Hauptstadt der Palmenrepublik. Die Straße führte an der Meeresküste entlang, durch hellgrüne Bambushaine und an Teeplantagen vorbei. Die Bananenstauden wuchsen direkt an der Straße,

aus jedem Blatt konnte man sich eine Decke machen. Doch ich bemerkte das alles gar nicht, ich sah nur einen schwarzen Punkt am Horizont — den Rauch der „Willela“

Als wir den Hafen erreichten, lag der Dampfer schon vor der Reede. Von der Mole aus sah ich an Bord viele bunte Punkte — das waren die Köpfe der Passagiere. Welcher dieser Punkte war Milly?

Jetzt bog die „Willela“ um den Leuchtturm, schwenkte allmählich ein und verlangsamte ihre Fahrt. Man konnte bereits die Figuren der Menschen und ihre Kleidung unterscheiden. Sogar die Kommandostimme des Kapitäns auf der Brücke war schon zu hören. Schäumend rann das Wasser aus den Klüsen, das himmelblaue Meer färbte sich braun durch das Maschinenöl. Ein Matrose auf der Back warf den Hafenjungen geschickt ein Tauende zu. Das zerzauste Tau von der Dicke einer Riesenschlange umwand einen Eisenpfosten. In zwei Reihen hintereinander starteten menschliche Gesichter über die Reling. Wo war Milly? Ich sah sie nicht. Alle winkten uns zu. Wo war Milly? Sollte ich sie etwa nicht mehr erkennen?

Ich prüfte ein Gesicht nach dem anderen. Immer der Reihe nach — von links nach rechts. Nein, sie war nicht dabei. Zehn, zwanzig, dreißig unbekannte, frohgestimmte Frauen. Fast alle Passagiere befanden sich an Deck. Kreischend und ächzend wurde das brüchige Fallreep herabgelassen. Die schreiende Meute der Gepäckträger drängte sich nach oben. Mit verlegenem Lächeln und unsicheren Schritten verließ die erste Passagierin den Dampfer.

Jemand packte mich von hinten am Arm. Milly? Nein, es war nicht Milly, sondern Joe, mein alter Kamerad aus schweren Zeiten. Offensichtlich war er immer noch Küchenhilfe auf der „Willela“, wo ich ihn im Frühjahr untergebracht hatte.

„Mister Johnson“, sagte Joe und blickte dabei auf seine Schuhspitzen, „ich wollte gern mit Ihnen über den Schiff-

bruch sprechen. Unsere Jungs haben da etwas festgestellt. Ich glaube, es ist wichtig."

„Wichtig? Mein lieber Joe, entschuldige, ich habe jetzt anderes im Kopf. Komm morgen zu mir mit allen wichtigen und unwichtigen Sachen. Ich werde mich sehr darüber freuen."

Unzufrieden ging Joe weg. Ich hörte noch, wie er etwas darüber murmelte, daß die Dollars auch die anständigsten Menschen verdürben.

„Hör zu, Joe, hast du nichts davon gehört, daß während der Panik ein Mädchen ertrunken ist?"

„Wer weiß", erwiderte Joe. „Ein Rettungsboot ist umgekippt. Und alle sechzig Insassen wurden wie Müll aus einem Eimer ins Meer geschüttet. Ein Mädchen? Vielleicht war auch ein Mädchen darunter. Ich selbst habe ein Mädchen von etwa acht Jahren mit einem grünen Mantel herausgezogen. Ihre Mutter ist gleich bis auf den Grund gesunken. Sie war ziemlich ansehnlich — so um die hundertzehn Kilo. Dabei sagt man doch immer, daß die Dicken nicht untergehen."

Allmählich versiegte der Strom der Passagiere. Jetzt kamen noch die behäbigen Reichen mit ihrem Gepäck. Und das war alles. Die Matrosen begannen das leere Deck zu scheuern. Einer von ihnen richtete die Feuerspritze auf die Mole, wo die Marktfrauen mit Bananenbündeln handelten. Milly! Bist du nicht mehr am Leben?

Doch da kamen wieder Leute. Sanitäter trugen eine Bahre. War das Milly? Nein, irgendein Mann mit unrasierten Wangen und einem Schnurrbart.

Eine schmale Frau in einem Schwesternkittel kam das Fallreep herab. In den Händen trug sie ein ziemlich großes, ganz in Decken eingehülltes Mädchen. Die Frau hatte ein blasses, müdes Gesicht mit dunklen Schatten unter den Augen. Und plötzlich . . . „Alan!"

„Milly!"

In der lärmenden Hafenstadt, wo es nach Salz, Leder, Zement und verfaultem Obst roch, standen ein Mann und eine Frau auf der Mole.

Sie standen und riefen wie eine Beschwörung immer wieder die gleichen Namen: „Alan! Milly!“

„Alan! Milly!“

Und damit war alles gesagt und alles klar.

D r i t t e s K a p i t e l

Ich möchte Ihnen gern mit erhabenen, poetischen Worten die Geschichte meiner Liebe schildern. Doch leider bin ich Ingenieur und kein Dichter. Deshalb fürchte ich, daß Dinge, die mir lieb und teuer sind, anderen Menschen langweilig und farblos erscheinen könnten.

Ich könnte Ihnen den ganzen Tag ihrer Ankunft Minute für Minute beschreiben — z. B. wie mir Milly gleich nach dem Verlassen des Fallreeps mit fester Stimme erklärte:

„Aber damit Sie es gleich wissen, Mister, wir sind zu zweit — Lou und ich. Wir sind zusammen untergegangen, und gemeinsam hat man uns aus dem Wasser gezogen. Ich habe sie im Lazarett betreut, und wir haben fest beschlossen, uns nicht zu trennen. Entweder Sie nehmen uns beide oder keine...“

Ich könnte davon erzählen, wie Milly mein Zimmer betrat — ein wunderschönes Zimmer, das ich am Abend vorher selbst aufgeräumt hatte — und sofort unter dem Schrank ein Häufchen Zigarettenstummel entdeckte (dabei hatte ich sie so sorgfältig dorthin gefegt, damit sie nicht auffielen) und anstatt sich auf einen Hocker zu setzen und von den vergangenen Jahren der Trennung zu sprechen, sofort zu der alten Pförtnerin lief, um sich einen Besen zu leihen.

Ich könnte noch unendlich viel von ihren Worten, Gebärden und Blicken erzählen, doch alle ihre Worte, Ge-

bärden und Blicke sind nur für mich von Bedeutung, genauso wie es nur für Ihre Mutter interessant ist, daß Sie als Baby an Ihrem linken Fuß lutschten. Doch kehren wir zur Technik zurück.

Ungefähr eine Woche nach Millys Ankunft kam Freddy zu mir ins Laboratorium. Als erstes bat er mich flüsternd, sämtliche Laboranten wegzuschicken, dann holte er aus einer Thermosflasche graue Eisstückchen heraus, die schon zu schmelzen anfangen. Während ich diese Stücke betrachtete, erzählte mir Freddy, daß dieses Eis von einem im vorigen Jahr verstorbenen kanadischen Wissenschaftler hergestellt worden sei. Mister Chill hätte — so erzählte er — von den Erben das Laboratorium des Kanadiers mitsamt der Einrichtung erworben, doch sämtliche Aufzeichnungen und Versuchsprotokolle seien abhanden gekommen, so daß die Herstellung des kanadischen Eises ein Geheimnis bleiben müßte, wenn Freddy nicht einige Eisstücke im Keller in der alten Eiskammer gefunden hätte. Sämtliche Laboratorien des Chefs beschäftigten sich jetzt mit der Analyse des kanadischen Eises, doch er, Freddy, habe aus Freundschaft für mich ein halbes Kilo zurückgehalten. Hier sei die Möglichkeit gegeben, sich auszuzeichnen. Derjenige, der das Geheimnis des kanadischen Eises aufdecke, würde vom Chef gut bezahlt. Es solle nur unter strenger Geheimhaltung, abends und ohne Gehilfen gearbeitet werden.

Die ganze verzwickte Geschichte erschien mir gleich unwahrscheinlich. Ich hatte eine undeutliche Vorstellung von der Herkunft des kanadischen Eises, aber ich forschte nicht weiter nach. Mir wurde klar, daß mir jetzt das Mittel in die Hände gegeben worden war, mein Projekt des Staudammes aus Eis zu verwirklichen. Am selben Abend begann ich, nachdem ich mich in mein Laboratorium eingeschlossen hatte, mit der Untersuchung. In meinen Hän-

den befanden sich einige grobkörnige, trübe Eisstückchen, die in keiner Weise ungewöhnlich aussahen. Auf welche Art konnte dieses Eis hergestellt worden sein? Um Wasser zum Gefrieren zu bringen, muß man künstliche Kälte schaffen. Das ist klar. Künstliche Kälte zu schaffen bedeutet — einen Teil der Wärme zu absorbieren¹.

Die Wissenschaft kennt eine ganze Reihe von Prozessen, in denen Wärme absorbiert wird. Zu ihnen gehört die Erwärmung anderer kalter Körper (Wärmeaustausch), Auftauen, Verdunsten, Gasexpansion, Entmagnetisierung, Auflösung von Salzen. Die äußere Betrachtung sagte mir nichts. Ich wagte es, von dem Eis zu kosten. Es schien mir salzig zu sein, und das brachte mich auf den Gedanken, daß das Eis durch Lösung eines Salzes entstanden sei.

Um dieser ganzen Geschichte auf den Grund zu kommen und eine einigermaßen genaue Analyse zu finden, mußte ich mich von neuem mit der Chemie befassen. Zum Glück hatte ich Verbindung zu einem chemischen Laboratorium. Manchmal führten sie auf unseren Auftrag hin Wasser- oder Sandanalysen durch. Ich entschloß mich, trotz Freddys Verbot ein Stück Eis zu schmelzen, und trug ein Reagenzglaschen mit dem Salzwasser zu einem mir bekannten Chemiker. Der Chemiker bat mich um drei Tage Zeit und brachte mir pünktlich zum festgesetzten Termin ein mit Formeln und Prozenten beschriebenes Papier. „Es ist gewöhnliches Meerwasser“, sagte er, „ich garantiere dafür, daß ihm keine Salze zugesetzt worden sind.“

Es war wirklich zum Verzweifeln. Gewöhnliches Meerwasser! Aber wie ist es gefroren?

Wieder sah ich die Proben an, aber diesmal beachtete ich die Luftbläschen. Vielleicht ist das Wasser mit flüssiger oder fester Luft zum Gefrieren gebracht worden? Das ist zwar in Chills Laboratorium nicht gelungen, aber viel-

¹ aufsaugen.

leicht hat es der kanadische Gelehrte fertiggebracht, die Mängel der flüssigen Luft zu beseitigen.

Wieder ging ich zu dem Chemiker, diesmal mit einem Eisstückchen. Mit viel Mühe fingen wir die Gase aus den Bläschen in einem Reagenzglas auf, der Chemiker führte die Analyse durch und sagte seufzend: „Es ist doch gewöhnliches Meerwasser. In ihm sind immer aufgelöste Gase, und wenn das Wasser gefriert, bilden die Gase Bläschen.“

Ich war wieder genauso weit wie am Anfang und hatte nichts erreicht.

Na schön, sagte ich mir, das Wasser ist gefroren. Man hat ihm Kälte zugeführt, aber die Abkühlungsprozesse müssen nicht unbedingt im Wasser selbst vor sich gegangen sein. Der Kälteerzeuger kann sich an einem anderen Ort, sagen wir, am Ufer, befinden. Er kann irgendeinen festen Stoff abkühlen — Eisenspäne, Papierbrei, Sand oder Staub, und dieser feste Stoff kann als Kälte Träger für das Vereisen des Wassers dienen. Aber in diesem Falle müssen wir im Wasser irgendwelche feste Teilchen finden...

Ich setzte mich ans Mikroskop und fand augenblicklich feste Teilchen, die wie Küstensand aussahen, und kurze, dünne Fädchen. Nur eins setzte mich in Erstaunen. Das Eis war seiner Struktur nach grobkörnig. Wenn die Sandkörner jedoch die Kälte Träger waren, mußten sie in der Mitte der Eiskörner zu finden sein. Ebenso war es mir unverständlich, was für eine Bedeutung die Fädchen hatten. Ich vermutete, daß es Wasserpflanzen waren, aber in unserem Chemikerstädtchen gab es keinen Fachmann für Wasserpflanzen. So mußte ich mir am nächsten Sonntag Urlaub nehmen und nach Palmtown ins Ozeanographische Museum fahren.

Bereits nach einer Woche erhielt ich die Antwort: „Es ist gewöhnliches Meerwasser“, sagten mir die Ozeanographen, „die Fädchen sind Wasserpflanzen und die festen

Teilchen sind Stückchen mikroskopisch kleiner Krebstierchen. All diese Lebewesen gibt es im nördlichen Teil des Ozeans. Sie finden sie in jedem Tropfen."

Gewöhnliches Meerwasser! Ich war endgültig entmutigt, saß stundenlang im Laboratorium und starrte gedankenverloren auf die trüben Eisstückchen. Wo lag das Geheimnis? Mir kam schon der Gedanke, daß ich mich umsonst mit dem Eis abquälte. Vielleicht befand sich der Kälteerzeuger nicht in diesen Eisstückchen, sondern daneben? Man konnte ihn durch Rohre zuführen. Wenn man den Boden bei Bauarbeiten zum Gefrieren brachte, machte man es auch so. Die abgekühlte Eissalzlösung zirkulierte in den Rohren, die in den Boden eingelassen waren. Aber dann müßte das kanadische Eis nicht körnig sein, sondern aus Schichten oder aus einem Guß bestehen. Denk nach, Alan, denk nach, sagte ich zu mir. Solange du dieses Problem nicht gelöst hast, bleibt dein aus Eis erbauter Staudamm ein Luftschloß. Laß den Kanadier in Ruhe, du weißt nicht, was für ein Mensch er war. Aber versuche dir vorzustellen, wie Professor Tschernow die Arbeit angepackt hätte. Er hatte doch keine Rohre, sondern nur Kältewerfer und in Dampf gehüllte, wie Perlen schimmernde Wasserstrahlen.

Des Rätsels Lösung kam mir eines Nachts ganz unerwartet. Als mir klar wurde, worin es bestand, mußte ich lachen. Dann faßte ich mich an den Kopf und nannte mich einen glatten Dummkopf. Warum war ich nicht von Anfang an darauf gekommen? Aber gleich fand ich eine Entschuldigung für mich. Ich weckte Milly und sagte ihr:

„Milly, dein Mann ist ein Prachtjunge. Den Staudamm aus Eis können wir meinetwegen schon morgen bauen."

In wenigen Minuten hatte ich ein Schema der Eiserzeugung nach der „kanadischen" Methode entworfen. (Natürlich kann ich es hier nicht beschreiben, da das „kanadische" Eis Eigentum der Firma Chill ist). Als das getan war, mußte

nur noch ein ausführlicher Bericht geschrieben werden. Freddy war in der ersten Zeit am Verlauf der Analyse sehr interessiert. Aber bald hatte er es satt, meine Vermutungen, Nachprüfungen und Widerlegungen anzuhören. Er fuhr in die Staaten und kam nach einem Monat mit dem Chef zurück, gerade als ich die letzten Seiten des Berichtes schrieb.

Ich übergab ihm den Bericht genau zur Mittagszeit, kurz vor der Mittagspause. Um halb zwei kam Freddy ganz aufgeregt und zerzaust zu mir in die Wohnung und teilte mir nach Luft schnappend mit, daß Mister Chill mich persönlich zu sprechen wünsche.

Man kann sich vorstellen, wie aufgeregt Milly war, als ich mich zum „Thronsaal“ des Rinderkönigs begab, wie oft sie mir die Krawatte neu band, wie sorgfältig sie mir die Staubfusselchen vom Jackett zupfte, wie innig sie mich zum Abschied küßte und wie sie mir mit ihrem Tuch aus dem Fenster nachwinkte. Gleichzeitig machte mir Freddy eindringlich klar, wie ich mich der lebenden Milliarde gegenüber zu benehmen habe.

„Vor allen Dingen“, sagte er, „sei zurückhaltend, stürz nicht mit ausgestreckter Hand auf ihn zu. Der Chef kann Vertraulichkeiten nicht ausstehen. Sprich kurz und sachlich. Und überleg nicht nach jedem Wort, sonst denkt der Chef, er vergeudet seine Zeit mit dir. Wenn er nicht zuhört, sprich trotzdem. Der Chef sieht niemand in die Augen, sondern immer zur Seite. Gewöhnlich betrachtet er, wenn er zufrieden ist, die Decke, und wenn er sich langweilt, poliert er sich die Fingernägel. Sobald du siehst, daß der Chef sich mit den Fingernägeln zu schaffen macht, komm schnell zum Schluß. Und noch eins — setz dich mit der rechten Seite zu ihm hin; du hast dich auf der linken Wange mit dem Rasiermesser geschnitten, und der Chef kann kein Blut sehen. Er wird schon ohnmächtig, wenn er sich in den Finger ritzt.“

Freddy sprach noch lange. Ich prägte mir aufgeregt Chills Eigenheiten ein und dachte traurig, wie schrecklich es doch ist, in einer Welt zu leben, in der das Schicksal einer ganzen Familie von einem Kratzer auf der linken Wange und von den schwachen Nerven des Allgewaltigen abhängt. Aber Mister Chill, der in seinem Arbeitszimmer am Schreibtisch saß, kam mir ganz und gar nicht schrecklich vor. Er war klein von Gestalt, geschmackvoll gekleidet und außergewöhnlich höflich. Als ich seine angenehme, jedoch etwas süßliche Stimme hörte, fiel es mir schwer, zu verstehen, warum man ihn so fürchtete, diesen kleinen, eleganten Mann mit den glatten, spärlichen Haaren und den völlig ungefährlichen, kurzen, fast kindlichen Armen mit den gepflegten, weichen Händen, die nur dazu laugten, untätig auf dem Bauch zu liegen.

„Erzählen Sie ausführlich, wie Sie das Eis erforscht haben“, sagte Chill, ohne mir die Hand zu reichen.

Etwas unsicher und stotternd erzählte ich ihm die ganze Geschichte der Analyse. Chill stellte einige Fragen, und es schien mir, daß er erfahren wollte, ob ich die Aufgabe selbständig gelöst habe. Als ich fertig war, schwieg er einen Augenblick und fragte dann:

„Kann man jetzt die fabrikmäßige Herstellung organisieren?“

Es fiel mir nicht schwer, die Antwort zu geben. Da ich die Absicht hatte, meinen zukünftigen Staudamm aus kanadischem Eis zu bauen, hatte ich bereits alle Arbeitsgänge durchdacht.

Chill unterbrach mich alle Augenblicke. Ihn interessierte hauptsächlich, wieviel jede Abteilung und jede Werkbank kosten werde und zu welchem Preis man das fertige Eis auf den Markt bringen könnte.

„Wie ich sehe, haben Sie die Technologie schon ausgearbeitet“, sagte Chill abschließend. „Aber die Sache hat noch eine geschäftliche Seite: Wer wird dieses Eis kaufen?“



Ich persönlich bezweifle, daß wir die trockene Kohlensäure vom Markt verdrängen können."

Ich fürchtete, daß ich lächelte. Ich wußte ja, daß Chill der Besitzer sämtlicher großen „Trockeneis“-Fabriken war und daß er natürlich nicht sein eigener Konkurrent werden wollte.

„Kann man nicht eine neue Verwendungsmöglichkeit für das Eis — sagen wir beispielsweise in der Kriegsmarine — ausfindig machen?“

Im Grunde genommen hatte ich schon einige Monate lang eine Antwort auf diese Frage vorbereitet, und dennoch zögerte ich. Ich dachte an Freddy. „Bestenfalls“, hatte er gesagt, „kauft er dir das Projekt ab, um es sich, einzu-rahmen.“ Wahrscheinlich wird Chill dasselbe sagen. Was setze ich aber andererseits aufs Spiel. Es ist doch schließlich meine einzige Chance. Der ganze Plan meines Lebens besteht darin, in die Staaten zu fahren, um dort Geschäftsleute zu suchen, die sich bereit erklären würden, mich zu

finanzieren. Und hier sitzt mir ein Geschäftsmann gegenüber und fragt selbst: „Wie kann man das Eis verwenden?“ „Ich habe mich nicht mit militärischen Fragen befaßt und möchte mich auch nicht mit ihnen befassen“, antwortete ich. „Wir haben genug Waffen jeglicher Art und brauchen keine neuen zu erfinden, Außerdem scheint mir, daß die niedrigen Temperaturen im Kriegswesen keine Aussichten haben. Die Kälte wirkt allmählich, das Wasser gefriert nicht sogleich. Es ist also nicht möglich, plötzlich einen Kreuzer oder Flugzeugträger einzufrieren. Etwas anderes ist es mit friedlicher Bautätigkeit...“

Und ich erzählte Chill alles: von der Trockenlegung der Nordsee, dem Staudamm bei Gibraltar, über die Energie der Meeresflut und von dem Wasserkraftwerk am St.-Lorenz-Strom.

„Jetzt ist es noch unmöglich“, sagte ich zum Schluß, „sich alle Verwendungsarten des Eises vorzustellen. Eines ist mir jedoch klar: Der Besitzer des Eises wird der Beherrscher der Ozeane sein. Ihm werden die weitesten Räume der Erdkugel unterworfen sein, denn die Fläche der Ozeane ist zweieinhalbmal größer als die des Festlandes und vierzigmal größer als die Vereinigten Staaten.“

Chill hörte mir zu, ohne mich zu unterbrechen. Ich sah seine Augen nicht und konnte nicht erkennen, ob er mir zustimmte oder mich auslachte. Als ich fertig war, hielt ich den Atem an und blickte ihn fragend an.

„Haben Sie das irgend jemand erzählt?“

„Nur meinem Freund, aber er hat mich ausgelacht. Er sagte, daß das leere Phantastereien seien.“

„Wer ist dieser Freund? Freddy, mein Sekretär?“

„Ja, Freddy.“

Chill schwieg wieder. Man konnte seinem Gesicht ansehen, daß er irgend etwas ausrechnete.

„Freddy ist ein kleiner Fisch“, sagte er, „er ist ein guter Geschäftsmann, wenn es darum geht, hundert Dollar zu

verdienen, aber für tausend reicht sein Geist nicht aus. Ich sage Ihnen offen, Sie haben Verstand für eine Million. Ich hoffe, daß das Lob Sie nicht verdirbt. Aber Sie sind kein Geschäftsmann, das merkt man beim ersten Wort. Wie packen Sie es an? Haben Sie eine Ahnung von Kredit? Subsidien? Von den Kräften, die Ihnen entgegenhandeln werden? Ist Ihnen klar, daß die Hauptsache für Sie Reklame ist, daß Sie ohne Reklame nicht gegen die Baugesellschaften kämpfen können? (Hier dachte ich an die Worte Clays: Lohnt es, sich soviel Mühe zu geben, nur damit die Einkünfte von Smith, Jones und Robinson an Chill, Smith, Jones und Robinson übergehen?) Für die Reklame aber braucht man einen günstigen Augenblick. Es muß irgendwo ein großes Bauunternehmen fehlschlagen; da treten wir dann auf, bauen schneller und billiger— vor allen Dingen billiger.

Ich denke, Sie sollten die Arbeit fortsetzen. Ich schaffe Ihnen die Voraussetzungen dafür, aber wir müssen die Sache besser anpacken. Man muß neue, unwahrscheinlich kalte Stoffe finden, damit Sie die Leute durch eine anschauliche Demonstration verblüffen können. Das ist das Wichtigste! Ich wähle selbst den geeigneten Moment aus, und wenn er nicht kommt, dann schaffe ich ihn. Kurz, ich garantiere Ihnen den Erfolg, wenn Sie das Nötige finden. . . "

Zum Abschied stand der Chef auf und reichte mir zwei Finger. Ich flog wie auf Flügeln aus seinem Arbeitszimmer. Wahrscheinlich konnte jeder meinem Gesicht ansehen, daß ich glücklich war. Auf jeden Fall streckte mir Freddy, ohne zu fragen, die Hand entgegen.

„Ich gratuliere, Alan, wie hat dir der Chef gefallen?“

Ich musterte Freddy von oben bis unten.

„Meiner Meinung nach ist er ein sehr anständiger Mensch“, sagte ich, „ich verstehe nicht, warum man solche Angst vor ihm hat.“

Freddy lächelte vielsagend.

„Mit dem Geld, was er hat, kann man ein angenehmer Mensch sein“, sagte er, „der Chef liebt es nicht, sich aufzuregen. Wenn es nötig ist, drückt er auf den Knopf und sagt: ‚Freddy, waschen Sie ihm den Kopf.‘ Und Freddy ärgert sich, schimpft, droht, erteilt Verweise, jagt fort und reibt sich seine Nerven an Stelle des Chefs auf. Der Chef zahlt ihm Dollars für Bosheiten.“

So brummte Freddy. Aber damals glaubte ich ihm nicht.

Viertes Kapitel

So wurde ich glücklicher Amerikaner, Businessman — Geschäftsmann, wie man bei uns sagt. Ich schaffte mir ein Bankkonto an, erhielt das Recht, Schecks zu unterzeichnen, und bekam sogar — oh welches Glück! — einen anonymen Brief, in dem mir geraten wurde, hundert Dollar unter einen Stein am Zaun zu legen, wenn mir das Leben meiner Tochter (gemeint war Lou) teuer sei.

Meine Junggesellenstube, in der man die Zigarettenstummel so bequem unter den Schrank fegen konnte, wurde mit einer gemütlichen Wohnung vertauscht, und Milly gab sich alle Mühe, sie mit kleinen Teppichen, Strohmatten, Götzenbildern, malaiischen Köchern, japanischen Fächern und sonstigen Erzeugnissen aus Mahagoni, Ebenholz, Elfenbein, Bambus, lackiertem Holz und Paradiesvogelfedern vollzustopfen, so daß es unmöglich war, sich umzudrehen, ohne etwas hinunterzuwerfen und zu zerbrechen.

Ich hatte zu Hause ein eigenes Arbeitszimmer (Lou ging nur auf Zehenspitzen daran vorbei) und einen ganzen Gebäudekomplex im Städtchen der sogenannten „Kokoskonzession“ Chills, ein Kältelaboratorium, ein mechanisches Laboratorium, eine Modellabteilung, ein hundert Quadratmeter großes Bassin für Modelle. Ich arbeitete

sehr fleißig, meist vierzehn Stunden am Tag, manchmal auch achtzehn. Ich projektierte eine Versuchsfabrik (sie ist gebaut worden). Ich stellte das Projekt des Staudammes bis auf die Arbeitsskizzen fertig und hätte morgen schon mit dem Bau beginnen können. Endlich fand ich eine neue Methode zur Kälteerzeugung; ich erreichte das, was ich selbst beim ersten Gespräch mit Chill für unmöglich gehalten hätte.

Ich stand vor der Aufgabe, einen neuen Kälteerzeuger zu finden, der stärker sein mußte als flüssige Luft. Es leuchtet jedem ein, daß in Eis von 100 Grad mehr Kälte enthalten ist als in einem solchen von 50 Grad. Je niedriger die Temperatur des Kälteerzeugers ist, desto mehr Wasser kann er zum Gefrieren bringen. Es schien, daß die ganze Aufgabe darin bestand, einen Stoff herzustellen, dessen Temperatur 1000 oder 10 000 Grad unter Null lag, aber leider ist eine solche Aufgabe undurchführbar und vom Standpunkt der Physik aus sogar unsinnig.

Was ist Wärme?

Auf diese Frage antwortet die Wissenschaft folgendermaßen: Das, was wir Wärme nennen, ist die Bewegung der Moleküle, aus denen ein Körper besteht. Die Temperatur eines Körpers hängt von der Schnelligkeit der Bewegung seiner Moleküle ab. Hitze verursacht eine schnelle Bewegung, Kälte eine langsame. Wenn man Wasser abkühlt, bremst man die Bewegung seiner Moleküle. Und schließlich verringert sich bei 0 Grad die Bewegung der Wassermoleküle so sehr, daß sie aufhören, sich selbständig zu bewegen, und anfangen, zusammenzukleben, wobei sie Kristalle bilden.

Auch im festen Körper bewegen sich die Moleküle. Dort vibrieren sie, und ihre Schwingungen sind um so geringer, je niedriger die Temperatur ist. Bei einer Temperatur unter 273 Grad hört die Bewegung der Moleküle auf. Das ist der absolute Nullpunkt, die äußerste, größtmögliche

Kälte. Noch niedriger kann die Temperatur nicht abfallen; denn es kann ja nichts geben, was langsamer ist als vollkommener Stillstand. Auf den ersten Blick wollte es so scheinen, daß ich in eine aussichtslose Lage geraten war. In Wirklichkeit war es nicht so. Denn die niedrigen Temperaturen waren ja für mich kein Selbstzweck, sondern ein Mittel. Für den Bau des Staudammes aus Eis reichte mir eine Temperatur von minus 10 Grad völlig aus. Mir war nicht der Temperaturunterschied wichtig, sondern die Kältemenge, nicht die Höhe des Wasserfalls, sondern seine Wassermenge.

Allgemein gesprochen kann man den Kältevorrat mit keinem Gerät messen. Erinnern Sie sich bitte daran, daß die Erdkugel vom Weltenraum umgeben ist, dessen Temperatur sich dem absoluten Nullpunkt nähert. Zwar ist dieser Raum ziemlich weit von uns entfernt und vom Standpunkt der Kältetechnik aus unerreichbar. Aber selbst in den höheren Schichten der Atmosphäre, die noch verhältnismäßig nah an der Erde liegen, herrscht große Kälte. In einer Höhe von fünf Kilometern ist die Lufttemperatur im Durchschnitt 30 Grad niedriger als am Meeresspiegel. Wenn man eine Rohrleitung auf den Gipfel eines fünf Kilometer hohen Berges legt, kann man von dort eine grandiose Menge kalter Luft erhalten.

Leider waren im Gebiet des St.-Lorenz-Stromes, wo ich das Kraftwerk bauen wollte, keine entsprechenden Berge. Und das veranlaßte mich, andere Kältequellen zu suchen. Ich habe schon gesagt, daß man auch ohne kalte Stoffe eine Abkühlung erzeugen kann. Wärme wird bei Verdampfung, Auflösung, Gasexpansion und Entmagnetisierung absorbiert. In all diesen Prozessen werden aber nur einige Hundert Kalorien pro Kilogramm eines Stoffes absorbiert. Ich brauchte jedoch viele Millionen Kalorien. Kann man von 100 gleich auf 100 Millionen übergehen? Die Geschichte der Wissenschaft kennt solche Sprünge.

Lange Zeit hindurch hielt man den Wasserstoff für die beste Quelle der Wärmeenergie. Der Wasserstoff gibt, wenn er im Sauerstoff verbrennt, mehr als 30 000 Kalorien je Kilogramm ab. Den Gelehrten schien das die äußerste Grenze zu sein. Aber heute kennen wir Atomspaltungen, bei deren Zerfall von einem Kilogramm Uran etwa 12 Milliarden Kalorien abgegeben werden. Ich denke, die Leser haben schon verstanden, worauf ich hinaus will. Ich mußte solche Atomvorgänge finden, in denen ungefähr so viel Wärme absorbiert wird, wie beim Uranzerfall oder bei der Heliumsynthese abgegeben wird.

Ich lasse es bei dieser Andeutung bewenden.

Ich muß zugeben, daß mich Mister Chill sehr energisch unterstützte. Mir stand eine hervorragende Einrichtung zur Verfügung.

Es wurde mir jede beliebige Information erteilt. Mister Chill, der Besitzer eines wichtigen Rüstungsbetriebes war, verschaffte mir die geheimsten Angaben über den Stand der Atomforschung. Dieser Teil der Arbeit wurde ohne meine Beteiligung erledigt. Außerdem las ich die ganze Zeit über die bereits veröffentlichten Berichte ausländischer Wissenschaftler und erhielt lückenhafte Nachrichten von den Forschungsarbeiten eines brasilianischen Physikers, der gleichzeitig mit mir auf demselben Gebiet arbeitete. (Viel später erst hatte ich die Vermutung, daß dieser „brasilianische“ Physiker kein anderer war als Professor Tschernow.)

Ich erinnere mich daran, wie ich anfangs darüber erstaunt war, mit welcher Leichtigkeit Mister Chill alle gewünschten, selbst die wichtigsten militärischen Geheimnisse erfuhr. Er brauchte nur zum Telefonhörer zu greifen, und eine halbe Stunde darauf kam ein Beamter zu uns ins Hotel und hielt uns einen ausführlichen Vortrag.

„Was verwundert Sie eigentlich so?“ fragte Chili. „Sie sagen, es gibt doch das Gesetz über das Staatsgeheimnis?



Nun ja, sie haben die Gesetze, aber wir die Fabriken. Schließlich führe ich die Aufträge der Generale durch und muß wissen, was und auf welche Weise in meinen Fabriken zu arbeiten ist."

Kurz, die Arbeit wurde getan. Einmal, im Frühling, brachte ich Chill ein ziemlich schweres, geschoßähnliches Gerät. Dieses Gerät wurde bei uns offiziell als „Elektronenerreger der im Atom befindlichen Energieabsorption" bezeichnet. Abgekürzt nannten wir es „Elektrokälte".

Zwei Wochen später flog ich in einem Sonderflugzeug zum entscheidenden Versuch nach Alaska. Die Wahl war der Geheimhaltung wegen auf Alaska gefallen, denn ein Aufblähen von Eisbergen in der Nähe der Palmeninseln wäre nicht unbemerkt geblieben. Aus denselben Erwägungen hatte ich nur zwei Begleiter: den Piloten und einen zuverlässigen Beobachter Chills. (Aber nicht Freddy — denn Chill hatte Angst, daß Freddy aus alter Sympathie für mich voreingenommen sein könnte.)

Ich erinnere mich genau an jeden Augenblick des für mich so bedeutungsvollen Versuches. In Alaska wurde es Frühling, der tauende Schnee funkelte unheimlich hell auf den schwarzen Bergabhängen. Ein Gletscher fiel hinab zum Meer. An der Oberfläche war er graubraun und in den Spalten leuchtend grün. Die See lag ruhig, nur in den klippenreichen Buchten rauschte es leise.

Nachdem wir das Flugzeug hinter einem Basaltvorsprung versteckt hatten, ruderten wir an einen schmalen Strand. Das Wasser am Ufer war völlig durchsichtig.

Der Pilot half mir, den eigens für die Versuche konstruierten Metallapparat aufzustellen, der einem breitrohrigen Minenwerfer ähnlich sah. Wir mußten die „Elektrokälte“ soweit wie möglich ins Meer werfen, wir selbst aber wollten aus Sicherheitsgründen am Ufer bleiben.

Jetzt kam der entscheidende Augenblick. Zu zweit schoben wir die schwere, metallene Zigarre in das Rohr. Ein kurzes Aufblitzen, und ein dunkler Gegenstand schoß nach oben und verschwand aus dem Blickfeld.

Eine kleine Fontäne, etwa zwei Kilometer von uns entfernt, bezeichnete die Aufschlagstelle. Eine Sekunde, eine zweite, dritte... Wir blickten angestrengt und reglos auf das Wasser. Und plötzlich fuhr es mir durch den Kopf: Was, wenn es ein Versager, ein Mißerfolg, ein Berechnungsfehler war? Das Meer war immer noch ruhig. Da auf einmal... Wie ein Hügel erhob sich die spiegel-

glatte Oberfläche. Eine gewaltige Woge kam auf das Ufer zu, überschwemmte die Klippen mit gluckermendem Schaum. Ein Regen salziger Spritzer fiel auf uns herab. Und als wir, vollständig durchnäßt, den Eisschaum abgeschüttelt hatten und uns die Augen rieben, wiegte sich in der Ferne, auf der aufgewühlten Meeresoberfläche, ein halbrunder Eisberg von der Größe eines Ozeandampfers.

Wir wiederholten diesen Versuch viermal hintereinander. Vier große Eisberge, einer nach dem anderen, schwammen ins weite Meer hinaus. Die „Elektrokälte“-Apparate funktionierten also. Übrigens war ich selbst gar nicht zufrieden. Es zeigte sich erstens, daß die Apparate bei einer Explosion in der Luft bedeutend mehr Kälte erzeugten. Hier erfolgte die Reaktion fast augenblicklich. Sofort stieg Nebel auf, Schnee begann zu fallen, das Meer überzog sich mit einer Eisrinde, die Klippen bedeckten sich mit Rauhref... Meiner Meinung nach fiel im eigentlichen Mittelpunkt ein Regen aus flüssiger Luft, es gelang aber nicht, das zu ermitteln. Wenn die Explosion aber im Wasser vor sich ging, legte sich rund um den Apparat ein fester Eispanzer. Dieser Panzer verhinderte eine Ausbreitung der Kälte, und es bildete sich bedeutend weniger Eis, als ich angenommen hatte.

Zweitens, und das war das Wichtigste, kostete der Apparat „Elektrokälte“ mit seinem ganzen Mechanismus, seinem Buntmetallrumpf, der teuren Isolierung, der exakten Automatik und seinen Speziallegierungen so viel, daß das künstliche Eis viel teurer als Beton war. Es war nicht daran zu denken, Staudämme aus solchem Eis zu bauen. Ich selbst war der Ansicht, daß wir die ganze Arbeit noch vor uns hätten, aber Chill war mit den Ergebnissen völlig zufrieden.

„Ach, Sie haben keine Ahnung von Geschäften“, sagte er mir, „die Hauptsache für uns ist, daß es ins Auge fällt. Wir können einen Fluß vor den Augen der Zuschauer zum

Gefrieren bringen, das ist das Wichtigste. Wenn unser Staudamm später zusammenfällt, so ist das unwichtig. Später können wir ihn mit flüssiger Luft, oder wenn Sie wollen, sogar mit Zement ausbessern, danach wird uns niemand fragen. Sie haben großartig gearbeitet, Johnson. Ich bin mit Ihnen zufrieden. Was wollen Sie als Belohnung? Geld, Aktien? Ach ja, Sie sagten, daß Sie einen Sohn bekommen haben. Na also, nehmen Sie Urlaub und fahren Sie in die Staaten. Der Augenblick unseres Triumphes kommt näher. Ich telegraphiere Ihnen, wenn er da ist."

Die „Willela" war am Vorabend ausgelaufen, aber Chill war so liebenswürdig, mir sein Flugzeug zur Verfügung zu stellen, damit ich den Dampfer einholen konnte.

Fünftes Kapitel

Drei Monate waren vergangen. In den ersten Junitagen erhielt ich, wie verabredet, ein Telegramm:

„Reisen Sie ab, die Zeit ist da. Ich erwarte Sie an Bord der ‚Willela‘. J. Ch."

Tatsächlich erwartete mich Chill an Bord, und sobald ich das Fallreep hinaufgeklettert war, fuhr der Dampfer aufs Meer hinaus. Mir wurde die Kajüte, die neben Chills Räumen lag, zur Verfügung gestellt. Ich hatte zwei Zimmer und ein so breites Bett, daß man sowohl längs als auch quer darin schlafen konnte.

Die breiten Fenster meiner Kajüte gingen auf das Bootsdeck hinaus. Darunter lag das mit Segeltuch bespannte Heck und darunter der endlose graugrüne Ozean.

Ich saß am Fenster und machte Eintragungen in ein Notizbuch. In dieser Zeit kamen mir, wenn ich nichts zu tun hatte, oft verschwommene, noch gestaltlose Projekte in den Sinn, und ich schrieb sie mir eiligst für die Zukunft

auf, um einmal auf sie zurückzukommen oder ihre Ausarbeitung meinen Gehilfen zu übertragen.

Mir war eine neue, noch nicht dagewesene Möglichkeit geboten worden. Ich konnte jetzt zu jeder beliebigen Zeit Wasser zum Gefrieren bringen. Und diese Möglichkeit eröffnete mir Hunderte von Perspektiven zugleich.

Ich glaube, daß jeder Erfinder mich verstehen wird. Stellen Sie sich vor, Sie hätten etwas Neues entdeckt, meinetwegen eine neue Methode, Metall zu stanzen. Jetzt beginnt die Anwendung und Entwicklung der Methode. Sie fangen an, Muttern, Bolzen, Hämmer, Scheiben, Nocken, Trommeln, Spangen, Deckel und Türklinken zu stanzen. Es kommen Ihnen Hunderte von Metallerzeugnissen der verschiedensten Formen in den Sinn, Sie müssen sich auf jede einzelne einstellen, ihre Besonderheiten kennenlernen, die Form der Stanze ändern, Ihr Gerät korrigieren, umändern und verbessern.

Genau das ging mit mir vor. Ich hatte gelernt, Wasser zum Gefrieren zu bringen. Wozu? Zu Dutzenden kamen mir Einfälle in den Sinn, und ich schrieb sie eilig nieder, um sie später in Ruhe zu überprüfen und zu entwickeln.

In einem besonderen Notizbuch, das ich „Für die Zukunft“ nannte, schrieb ich in kurzen Zeilen die auftauchenden Einfälle nieder. Auch jetzt schrieb ich wieder, als es plötzlich klopfte. Ich legte den Federhalter hin und rief:

„Herein!“

Obwohl wir uns über ein Jahr nicht gesehen hatten, erkannte ich Joe, meinen alten Freund aus schwerer Zeit, den kompromißlosen Kämpfer für Gerechtigkeit, sogleich wieder. Joe trug die Haare kurz geschnitten, er war frisch rasiert, sauber gekleidet, aber er sah noch viel finsterner drein als früher.

„Haben Sie viel zu tun, Mister Alan?“ fragte er. „Kann ich mit Ihnen sprechen?“

„Komm herein, Joe, mach keine Umstände. Für dich habe

ich immer Zeit. Komm, setz dich, laß uns von alten Zeiten plaudern. Willst du vielleicht Rum oder Whisky mit Soda? Ich rufe gleich den Mixer an... Wie? Ach so! Du bist selbst Mixer? Ist das eine gute Arbeit?"

Joe setzte sich auf den äußersten Rand des Stuhles, er genierte sich offensichtlich immer noch. Er fragte mich, wie es mir geht; ich fragte ihn, wie es ihm geht. Dann trat ein gezwungenes Schweigen ein. Wir konnten alle beide nicht den früheren freundschaftlichen Ton finden. Ich dachte, daß es Joe langweilen würde, von meiner Ingenieur Tätigkeit zu hören, und Joe war der Meinung, daß mich sein Matrosenleben nicht interessiere. So blickte er denn auf seine Knie und sagte von Zeit zu Zeit nachdenklich:

„Ja, so ist das nun..."

„Vielleicht möchtest du mich um etwas bitten, Joe? Vielleicht um Geld? Da, nimm das bitte. Kommst du mit hundert Dollar aus?"

„Ja, natürlich", antwortete Joe verdrießlich, „hundert Dollar sind jetzt eine Kleinigkeit für Sie. Sie haben schon vergessen, wie Armut schmeckt. Sie sitzen auf einem Haufen Geld, und es ist schwer für Sie, den sogenannten ‚einfachen Menschen‘ zu verstehen, aber der ‚einfache Mensch‘, von dem immer so viel gesprochen wird und den man doch immer vergißt, ist jetzt in großer Unruhe, wenn er die Zeitung liest. Es geht um Krieg oder Frieden... Übrigens, Mister Alan, Sie sind ein gebildeter Mensch, man kann Sie nicht überreden, Sie haben eine eigene Meinung. Was halten Sie vom Krieg?"

„Was ich vom Krieg halte, Joe? Das brauchst du mich wirklich nicht zu fragen, das weißt du selbst. Als die Nazis ihre schmutzige Hand auf Europa legten, zog ich mit als erster hinaus, um gegen sie zu kämpfen. Ich war nicht beim Stab, sondern in den Schützengräben. Ich weiß, wie es an der Front zugeht, für mich ist sie nicht nur eine rote Linie auf der Karte. Ich habe mit eigenen Augen ver-

brannte Dörfer und erschossene Widerstandskämpfer gesehen. Ich bin der Meinung, Joe, daß so etwas sich nicht wiederholen darf. Man darf keine Erschießungen und Feuersbrünste mehr zulassen. Ich persönlich bin sowohl als Vater als auch als Ingenieur daran interessiert. Ich will nicht, daß Bomben meine Bauten zerstören und die Menschen, die mir lieb sind, töten."

Joe schwieg. Er hatte offensichtlich erwartet, daß ich sagen würde: „Aber...“, denn zu dieser Zeit fügten viele gut-situierte Leute, nachdem sie von den Schrecken des Krieges gesprochen hatten, ein vielsagendes „Aber“ hinzu und fingen dann an, sich über die blutdürstigen Bolschewisten auszulassen. Ich aber schwieg. Ich persönlich hatte nichts von den Russen zu verlangen. Jeder ist Herr in seinem eigenen Haus. Und ich hatte die Vermutung, daß im russischen Hause mehr Ordnung herrscht als bei uns. Auf jeden Fall gibt es dort keine Arbeitslosen.

Joe kramte in seiner Tasche und zog ein blaues Blatt Papier hervor, das die ungelinken Schriftzüge von Menschen trug, die nicht oft mit der Feder umgehen müssen.

„Nun, wenn du für den Frieden bist“, sagte Joe, „unterschreibe. Wir alle auf der ‚Willela‘ — Matrosen, Heizer, Mechaniker, das ganze Personal — sind für den Frieden und gegen das Geschenk der Atombombe, und es würde uns freuen, wenn Mister Johnson auch unterschreibt.“

Als ich unterschrieben hatte und Joe das Blatt zurückreichte, sah ich, wie ein breites Lächeln das Gesicht meines alten Freundes erhellte.

„Ich bin froh, Alter“, sagte er, „daß dich der Glanz der Dollars nicht blind gemacht hat. Ich möchte zu gern sehen, was der Boß für ein Gesicht macht, wenn er erfährt, daß sein bester Ingenieur den Aufruf der Friedenskämpfer unterschrieben hat. Es ist schön, daß du zu uns hältst und nicht zu solchen Waffenhändlern, wie Chill einer ist.“

Ich drückte Joe die Hand, hielt es aber doch für nötig, für meinen Chef und künftigen Kompagnon einzutreten.

„Du irrst dich, Joe. Chill ist natürlich kein Engel, er ist ein Geschäftsmann und Egoist, aber Waffen sind nicht seine Sache. Er handelt mit Beefsteaks und nicht mit Bomben. Im Grunde genommen könnte er sogar selbst hier unterschreiben.“

In diesem Augenblick war ich ganz ehrlich überzeugt davon, und wenn Joe mich darum gebeten hätte, wäre ich ohne Zögern mit dem Aufruf zu Chill gegangen. Warum sollte Chill eigentlich nicht unterschreiben? dachte ich. Will er etwa, daß die Atombomben seine Fabriken zerstören und daß von ihrer Hitze die von uns erbauten Staudämme aus Eis schmelzen?

Joe zwinkerte mir lustig zu.

„Ein neues Märchen. Gevatter Hase überredet den Fuchs, einer Gesellschaft von Vegetariern beizutreten. Freilich ist der Boß nur ein Fleischer. Ich selbst war vor einem Monat noch derselben Meinung. Aber in diesem Monat habe ich einiges Neue erfahren. Weißt du, daß die ‚Willela‘ aus Europa hierhergekommen ist? Weißt du auch, warum sie dorthin gefahren ist? Nein? Na, das kann ich dir erzählen. Der Herr Präsident sagt mit Vorliebe immer wieder: ‚Der allmächtige Gott hat uns in seiner unermeßlichen Weisheit und Gnade die Verantwortung für die Wahrung des Friedens auferlegt.‘ Schön. Vor anderthalb Monaten, nachdem wir den ganzen Laderaum mit dieser Verantwortung vollgeladen hatten, fuhren wir mit Volldampf nach Europa. Dein Freund Freddy ließ sich eine neue Uniform schneiden, wir im Zwischendeck wuschen unsere Matrosenhemden aus und waren fest davon überzeugt, daß uns am Ufer schon die Mädchen erwarten und uns als Dank für Mister Chills ‚Geräucherte Zunge‘ mit Küssen empfangen. Na schön. Nun kommen wir tatsächlich im Hafen an, am Ufer steht eine Menge Menschen, ohne Musik, aber mit Fahnen.

Und auf den Fahnen steht in gutem Englisch und mit so großen Buchstaben, daß es auch der Dümme lesen konnte: ‚Macht, daß ihr fortkommt, ihr Yankees! Wir brauchen eure Waffen nicht, verkauft sie den Fischen!‘

Der Kapitän macht ein Gesicht, als ob er nicht lesen könnte. Kommandiert: Kleine Fahrt voraus, kleine Fahrt zurück, Maschine stop. Wir stellen die Kisten bereit: Laßt runter! Die Auslader antworten: Nein! So standen wir drei Tage und stritten mit ihnen herum. Die Polizei kam uns zu Hilfe, doch sie wurde mit Steinen verjagt. Kurz gesagt, der Bürgermeister kam selbst auf den Dampfer. Er war außer sich vor Scham und Schreck. Er wollte sich für die Wartezeit dreißigtausendmal, und wenn wir uns aufs Handeln verlegen, sogar vierzigtausendmal entschuldigen. Doch er bat uns auszulaufen, da es sonst zu großen Unruhen kommen könnte.

Wir verstauen unsere Ausgangsuniformen in den Seemannskisten und laufen nachts aus, um eine ‚feierliche‘ Begleitung zu vermeiden. Aber im andern Hafen werden wir genauso empfangen. Dasselbe wiederholt sich auch im dritten. Wir fahren nicht wie Wohltäter, sondern wie Bettler von Hafen zu Hafen und bitten kläglich: ‚Ladet uns doch um Gottes willen aus.‘

Schließlich schafft man uns in einen Kriegshafen, und Soldaten schleppen die Kisten mit Chills Konserven in Waggons, wir aber können durch die Ritzen sehen, daß die Konservenbüchsen voll gepökelter Zunge große Ähnlichkeit mit Minenwerfern haben. Natürlich, der erste Eindruck trügt; vielleicht war, wie die Doktoren sagen, unsere Schlußfolgerung oberflächlich und unüberlegt getroffen. Die Zungen waren ganz einfach, um sie besser zu konservieren, irgendwo in der Mündung der Minenwerfer versteckt. So arbeiten also die Soldaten anstelle der Schauerleute, und die Schauerleute stehen hinter der Absperrung, sehen sich das alles an und bewachen wahr-

scheinlich die ‚friedliche‘ Arbeit der Soldaten. Der erste Zug ist beladen. Der Lokführer setzt ihn in Bewegung und fährt zu den Hafentoren. Doch hier hatten wir uns verrechnet — hinter dem Tor steht eine dichte Menschenmenge. Der Lokführer pfeift, die Arbeiter schreien: ‚Wir brauchen keine Waffen! Weg damit!‘ Und wir sehen, wie sich ein Mädchen, ein ganz junges Ding noch, mit schwarzen Locken, die ihr bis über die Schultern fallen, auf die Schienen legt. Nach ihr ein zweites, drittes. Ein Dutzend Menschen liegt auf den Schienen. Keine Durchfahrt. Der Krieg kommt nicht durch.

Was macht der Lokführer? Schließlich ist er kein Mac Arthur, dessen alte Augen sich am Anblick von Leichen ‚ergötzen‘. Der Lokführer kommt aus seinem Führerstand heraus. Er sagt, er sei dazu da, die Lokomotiven über Schienen und nicht über lebende Menschen zu fahren. Die Arbeiter brechen die Schlösser der Waggons auf, die Wachmannschaft sieht zu und kratzt sich den Hals. Und wir sehen, wie Chills angebliche Zungen eine nach der anderen fein säuberlich ins Meer geworfen werden. Es war ein herrliches Schauspiel, Alan. Es machte mir Spaß, zu sehen, wie gründlich diese stählernen Mörder beiseitegeschafft wurden. Mein Ehrenwort, das war interessanter als ein Cowboyfilm. Du weißt, daß wir, als wir noch Jungen waren, uns ganz schrecklich für die Pfadfinder begeisterten. Wir hatten Höhlen und Rudel, Wolfsorden und Löwenorden und anderen Unsinn. Und wir hatten geschworen: ‚Ich gebe mein Ehrenwort, nach besten Kräften meine Pflicht vor Gott und dem Lande zu erfüllen und an jedem Tag eine gute Tat zu vollbringen.‘ Da dachte ich, daß ich an diesem Tag noch nicht dazu gekommen war, etwas Gutes zu tun, und daß es eine gute Sache sein wird, wenn ich diesen Jungs helfe. Ich krepelte meine Ärmel hoch und begann, ‚nach besten Kräften‘ die ganze Ladung ins Meer zu werfen.

Ich bin kein besonders gebildeter Junge, Alan, obwohl mich die Bootsleute seinerzeit sehr gern mit dem Besenstiel belehrt haben. Aber ich habe den alten Leuten immer mit Ehrerbietung zugehört und glaubte ihnen aufs Wort, daß die Amerikaner die Besten in der Welt seien, und ich habe mich immer bemüht, damit die Theorie nicht hinter der Praxis zurückbleibt, in den Hafenkneipen allen diesen nichtsnutzigen Kerls mit meinen Fäusten Achtung vor Onkel Sam einzubleuen: den Schwarzhäutigen, den Makaroni- und den Froschessern, den John Bulls und allen übrigen. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, daß die Franzosen Frösche essen. Ich jedenfalls glaube nicht daran. Wenn es aber auch stimmt, was ißt man nicht alles aus Hunger. Ich selbst habe schon mal in schlechten Zeiten eine Ratte gekostet und glaube, daß das kein bißchen besser ist. Darum geht es nicht. Diesmal haben die, Froschesser' die besten Jungs beschämt. Sie haben uns klargemacht, daß der Dollar nicht der Herr der Welt, sondern ganz einfach ein schmutziger Papierfetzen ist, daß die Kraft nicht im Geld, sondern in den Händen liegt und daß, wenn wir mit beiden Händen für den Frieden stimmen, keiner auf Befehl des Dollars Krieg führen wird.

Es muß gesagt werden, daß sich auch bei uns richtige Kerls befanden, sogenannte, aufrührerische Elemente'. Sie haben uns erzählt..."

Aber hier mußte Joe seine Erzählung unterbrechen. Es klopfte heftig an meine Tür. Joe sprang auf, und im gleichen Augenblick stürzte Freddy in die Kajüte.

Man konnte auf den ersten Blick sehen, daß Freddy Kummer hatte; er war aufgelöst, aufgeregt, fuchtelte nervös mit den Händen, und seine Augen irrten umher, als ob er etwas suche und selbst vergessen hätte, was.

„Alan, ich muß dich dringend sprechen!“ rief er, als er hereinkam. „Wer ist bei dir? Ach, das ist ja der Mixer Joe.

Haben Sie schon die Bestellung aufgenommen, Joe? Sie können gehen. Ich habe mit Mister Johnson etwas zu besprechen." Und Freddy plumpste in einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Hör zu“, fuhr er fort, als sich hinter Joe die Tür geschlossen hatte. „Du mußt mich retten... Um unserer Freundschaft, um unserer Jugend willen! Denk daran, Alan, wie oft ich dir in schwierigen Augenblicken geholfen habe, wie oft ich dir bei deinem Vorwärtskommen behilflich gewesen bin, wie oft ich dich verteidigt habe, als der Chef unzufrieden war. Und du weißt, was es heißt, den Chef zu überzeugen. Er ist ein Ungeheuer aus Eisen, ein Panzer. Menschen bedeuten nichts für ihn, er bemerkt sie gar nicht. Denk bloß, er will mich nach Rußland schicken, um die Pläne Professor Tschernows zu vereiteln. Erinnerst du dich noch, wie wir einen Artikel über ihn übersetzt haben? Aber das ist doch der sichere Untergang! In Rußland scheitern die besten Agenten. Die Russen haben jetzt Mike Hill, den berühmten Mike, geschnappt, der vier Revolutionen in Zentralamerika organisiert hat. In Rußland ist es ganz unmöglich, in dieser Richtung zu arbeiten. Alan, du bist der einzige Mensch, auf den der Chef hört, rede ihm das aus, er hat Achtung vor dir, überzeuge ihn davon, daß ich für diese Sache nicht zu gebrauchen bin. Ich habe die russische Sprache vergessen, ich habe sie niemals gekannt, du kannst es bestätigen.“

Freddy konnte nicht stillsitzen. Er sprang auf und lief verzweifelt in der Kajüte umher.

Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, sprudelte zwei, drei Sätze hervor und wanderte wieder umher wie ein wildes Tier im Käfig.

„So ein Undank! Ein einziges Mal hat es nicht geklappt, und auch das war nicht meine Schuld. Die verfluchten streikenden Arbeiter haben uns angeführt, und schon braucht er mich nicht mehr.“

Ach so? Also sollte Freddy dafür bezahlen, daß es nicht gelungen war, die Waffen nach Europa zu liefern.

„Man denke bloß, wegen eines einzigen Mißerfolges sind alle meine Verdienste vergessen. Was hätte er gemacht, wenn ich ihm nicht die Proben des russischen Eises verschafft hätte? Ich habe ihn damals durch den glänzenden Schiffbruch der ‚Willela‘ gerettet, er mit all seinen Milliarden wäre in hundert Jahren nicht auf einen solchen Plan verfallen.“

„Schiffbruch der ‚Willela‘? Was bedeutet das, sie ist doch auf eine Mine gelaufen.“

„Ja, ja, so dachten alle. Das war klug ausgedacht und geschickt ausgeführt. Ich wußte, daß die Russen auf diesen Köder anbeißen und zur Rettung des Dampfers herbeieilen werden. Erinnerst du dich, in dem Artikel, den wir übersetzten, war die Rede davon, wie die Russen einen gesunkenen Kreuzer gehoben haben. Der Chef hat zwanzigtausend ausgegeben, um hinter das Geheimnis des russischen Eises zu kommen, vergeblich. Da schlug ich diesen Trick mit der ‚Willela‘ vor. Alles war eine abgekartete Sache. Es waren keine Dampfer in der Nähe, wir steuerten die ‚Willela‘ ganz dicht an die Vulkaninsel heran. Ich selbst habe gesprengt, die Mine lag bei mir in der Kajüte. Alles ging wie am Schnürchen. Die Russen eilten Hals über Kopf herbei, um das Schiff zu retten, vereisten das Leck, und wir erhielten eine ganze Ladung erstklassiges russisches Eis. Ich verteilte dieses Eis tonnenweise auf alle Laboratorien des Chefs. Wer konnte wissen, daß der Ingenieur Alan Johnson die erste Analyse bringt! Du hast dich als Prachtkerl erwiesen, Alan, als du die Sache herausgekriegt hast.“

Ich hatte auch früher bereits eine Ahnung gehabt, daß Freddy mir das berühmte „kanadische“ Eis von der „Willela“ mitgebracht hatte, es war mir aber nicht in den

Sinn gekommen, daß dieser ganze Schiffbruch absichtlich herbeigeführt worden war.

„Einen Schiffbruch absichtlich herbeiführen! Es waren doch Passagiere darauf, Freddy, lebendige Menschen, Amerikaner! Und unter ihnen befand sich Milly.“

Freddy wurde einen Augenblick lang verlegen.

„Ehrenwort, Alan, wenn ich gewußt hätte, daß deine Braut sich eine Karte für die ‚Willela‘ gekauft hatte, ich hätte ihr von der Reise abgeraten. Es war eine gewagte Sache. Wir haben ein großes Spiel gespielt, und der Dampfer war der Einsatz. Natürlich hätten die Russen zu spät kommen können, dann wäre es schlecht ausgegangen. Aber lohnt es denn, sich jetzt noch Gedanken darüber zu machen? Alles ist gut ausgegangen, deine Milly lebt und ist gesund.“

Ich war von Freddys Logik überrumpelt. So also urteilt ein Geschäftsmann! Man mußte hinter das russische Geheimnis kommen. Chill setzte einen Passagierdampfer aufs Spiel und gewann. Alles ging gut aus. Nur, daß in der Panik drei Männer, sechs Frauen und ein Kind ertranken. Sechs Amerikaner verloren ihre Frauen, ein Dutzend Kinder wurde zu Waisen. Ein Mädchen namens Lou verlor seine Mutter, und ein Ingenieur Johnson hätte seine Braut verlieren können. Das alles war bedeutungslos, denn es wurde ein großes Spiel gespielt. Freddy Paloma hat seine Zehntausend verdient und sein Chef hundertzehn Millionen.

Freddy hielt damit die Frage des Schiffbruchs für abgetan und fuhr fort, mich zu überreden. Ich hörte ihm fast gar nicht zu, aber plötzlich drang ein unverständlicher Satz an mein Ohr.

„Du mußt mir helfen. Im Grunde genommen hast du mir ja diese Geschichte eingebrockt.“

„Was heißt das, Freddy, was habe ich damit zu tun?“

„Was das heißt? Alles ist wegen deiner Spielsachen gekommen. Wir hatten sie auf der ‚Willela‘ geladen.“

„Was für Spielsachen? Ich begreife nichts, Freddy.“
„Jetzt tut er noch so unschuldig. Wer soll es denn begreifen, wenn du es nicht mal tust?“
„Nein, nein, halt mal. Hier muß ich klarsehen. Was meinst du damit?“

S e c h s t e s K a p i t e l

Freddy erzählte mir folgendes:

Ort der Handlung: Eßzimmer einer vornehm eingerichteten Villa.

Personen der Handlung: ein erfolgreicher Senator, ein ausländischer General und Chill.

In einer Ecke sitzt Freddy hinter einem Wandschirm. Er ist beauftragt, das Wesentlichste kurz zu notieren, weil das Gespräch zu geheim ist, um es einer Stenotypistin anzuvertrauen.

Der General: „Ich kann gar nicht sagen, wieviel Vergnügen mir der Aufenthalt hier bereitet hat. Ich bin begeistert von Ihren Straßen, dem Verkehr, der Lichterfülle. Gestern war ich in der Revue. Dreihundert Tänzerinnen, die Bühne größer als der place de l'Etoile. Zaubrerhafte Tänze, entzückende Kostüme.“

Freddy versucht, mit dem schnellen Sprechen des Generals Schritt zu halten, hastet, läßt den Federhalter fallen und schreibt schließlich verzweifelt:

Der General fragt: Wozu haben Sie mich hergebeten?

Der Senator: „Ich meinerseits schätze die alte Kultur Europas sehr hoch. Ich selbst habe eine Gemäldesammlung aus Deutschland mitgebracht, und meine Töchter lassen ihre Garderobe nur in Paris machen. In unserer Zeit sind Staatsgrenzen bereits überlebt. Es gibt nur eine Weltkultur. Wir alle wollen sie vor dem gemeinsamen Feind beschützen. Jeder muß das Seine für die gemeinsame Sache beitragen und darf Opfer und Verluste nicht scheuen. Die an materiellen Schätzen reichen Länder müssen ihre

Reichtümer beisteuern und die anderen ihren guten Willen und die Bereitschaft zu allen Anstrengungen."

Freddy schreibt den Sinn der Worte auf: Der Senator macht den Vorschlag, die Zahl der Infanteriedivisionen zu verstärken. Er wird sie mit Waffen für den kommenden Krieg versorgen.

Der General: „Meinem Volk ist ein schweres Los zu-gefallen. Wir haben im vergangenen Krieg mehr Demütigungen als andere ertragen müssen, und nach dem Kriege mußten wir, ohne uns Ruhe zu gönnen, in anderen Kolonien für die Kultur kämpfen. Aber leider sind die hohen Ideale der Zivilisation den einfachen Köpfen der Naturkinder nicht immer zugänglich. Sie sind an das rauhe Leben in Waldhöhlen und Fiebersümpfen gewöhnt. Sie sind noch nicht reif für das Verständnis unserer Humanität."

Freddy schreibt: Was wollen wir einen neuen Krieg anfangen, wenn wir noch nicht einmal mit den Partisanen in den Kolonien fertig werden können?

Der Senator: „Unser Land würdigt voller Teilnahme Ihren Anteil an der Sache des Wiederaufbaus und des Fortschritts. Wir haben unsererseits immer freundschaftlichen Anteil an Ihren Sorgen genommen und wären bereit, Sie in vernünftigem Rahmen zu unterstützen."

Freddy schreibt: Der Senator sagt: Wir haben Ihnen Waffen geliefert. Mit welchem Erfolg?

Der General: „Das höchste Ziel unserer Regierung ist die Sorge um das Aufblühen jeder einzelnen Familie. Wir sind ein patriarchalisches Volk. Unsere Soldaten vollbringen im Namen der höchsten Kultur Wunder an Tapferkeit, aber glauben Sie mir, sie haben Tränen in den Augen, wenn Sie an ihre alten Mütter denken, die auf ihrem kärglichen Weinberg in der Hitze verschmachten."

Freddy schreibt: Der General sagt: Die Soldaten wollen heim. Sie werfen die Waffen fort.

Der Senator: „Wir sind bereit, unsere schwere Arbeit zum allgemeinen Wohle geduldig und tapfer fortzusetzen. Ich möchte gern, daß Sie mit den Kreisen unserer Geschäftsleute bekannt werden. Unser Gastgeber, Mr. Chill, ist einer der hervorragendsten Menschen unseres Landes. Ich bin überzeugt, daß Sie sich mit ihm gut verstehen werden. "

Chill: „Ich bin Geschäftsmann, meine Herren. Erlauben Sie mir, kurz zu sein, wie es einem Geschäftsmann zukommt. In meinen Laboratorien ist eine neue machtvolle Waffe entwickelt worden. Ich kann Ihnen, ohne technische Einzelheiten zu verraten, sagen, daß diese Waffe in der Lage ist, die Temperatur augenblicklich bis auf 190 Grad Celsius unter Null zu bringen. Eine Bombe reicht aus, um eine ganze Stadt in einen Eishaufen zu verwandeln. Ob Tropen oder Polargebiet... das ist für die Bombe einerlei. Bananenhaine werden mit Schnee bedeckt, Menschen augenblicklich und schmerzlos vereist. Flüssiger Sauerstoff beginnt vom Himmel zu fallen."

Der General: „Das ist interessant.

Chill: „Es ist die größte Erfindung unserer Zeit. Ein Krieg gegen diese Waffe ist undenkbar, Widerstand unmöglich. Überdies wird eine Armee unnötig. An Stelle der Scharen ewig unzufriedener Soldaten werden kleine mobile Abteilungen motorisierter Totengräber aufgestellt. Wenn die Temperatur wieder ansteigt, gehen Sie in die tote Stadt, in der jedes Gebäude, jede Fabrik, jede Maschine in der Fabrik, jedes Kleid im Schrank konserviert ist. Jedes Stück Käse, jeden Block Butter und jede Flasche Wein nehmen Sie sich wie aus dem Kühlschrank."

Der General (begeistert): „Jedes Stück Käse, jede Flasche Wein!"

Der Senator: „Jeden Laden, jede Maschine in der Fabrik!"

Chill: „Wir werden einen vernünftigen Preis ausmachen, der Ihnen nicht zu hoch sein wird. Die Waffe kann Ihnen

innerhalb der nächsten drei Tage vorgeführt werden, für eine Extrazahlung, versteht sich."

Der Senator: „Ist eine Exportgenehmigung der Regierung für die Waffe erforderlich?"

Chill: „O nein, die Bomben werden nicht in den Staaten hergestellt. Aber es versteht sich natürlich, daß wir die Unkosten tragen."

Der Senator: „Ja, ja, unbedingt."

Der General: „Ich muß mir Instruktionen von meiner Regierung einholen." (Drückt Chill die Hand.) „Ich habe große Eile. Ich bin erschüttert. Das ist genial. Das bedeutet eine neue Epoche im Militärwesen."

Als die Gäste nach einer herzlichen Verabschiedung vom Hausherrn gegangen sind, zieht Chill mit einer heftigen Bewegung den Wandschirm weg.

Chill: „Haben Sie das Protokoll?"

Freddy: „Ich habe kein wörtliches Protokoll geführt. Vielleicht wäre es richtiger, es nochmal ins Reine zu schreiben. . ."

Chill: „Schreiben Sie es um, ohne das Zimmer zu verlassen, und geben Sie mir den Entwurf."

Freddy (stotternd): „Die neue Waffe hat sie aufs tiefste erschüttert, Mr. Chill. Mir tun bloß unsere Konkurrenten leid. Die armen Rüstungsfabrikanten, sie werden ja vollständig ruiniert. Glauben Sie nicht, Mister Chill, daß unser Sieg eine Krise im Gefolge haben könnte?"

Chill: „Sie denken zu primitiv, mein Lieber. Kriege hat es immer gegeben, gibt es jetzt und wird es immer geben. Der Mensch ist von Natur aus ein Mörder. Hat etwa die Rüstung aufgehört, nachdem wir die Atombombe auf Hiroshima abgeworfen hatten? Nichts dergleichen — im Gegenteil. Dasselbe wird auch in unserm Fall geschehen. Dieser General wird unsere Produktion in seinen Kolonien vorführen, und die ganze Welt wird sich mit Aufträgen auf uns stürzen. Wir werden so lange die Arsenale aller

auf der Welt existierenden Länder beliefern, bis etwas noch Wirkungsvolleres auftaucht. Aber bis dahin wird unser Konto noch ganz merklich anwachsen, nicht wahr?" Freddy: „Und sind Sie der Ansicht, daß die Bomben niemals zum Einsatz gelangen werden?"

Chill (erhebt die Augen zum Himmel): „Ich hoffe, daß sie eingesetzt werden. Wer weiß, vielleicht gelingt es uns eines Tages, Moskau zu vereisen. . ."

S i e b e n t e s K a p i t e l

Freddys Erzählung wirkte auf mich wie ein Erdbeben. Ich war bestürzt, ich war aus der Bahn geworfen, ich hatte den Boden unter den Füßen verloren.

Noch vor einer Stunde war ich ein solider, sicher gestellter, erfolgreicher Ingenieur gewesen, der Achtung vor sich selbst haben konnte, war der Erfinder einer neuen, notwendigen und nutzbringenden Art des Bauwesens. Die Arbeit gab mir Geld, die Arbeit gab mir Befriedigung, sie verhiess mir Ruhm, Anerkennung und Dankbarkeit.

Das alles war zerstört worden. Wo ist meine Arbeit? Plötzlich zeigt es sich, daß alle meine Ideen Kinderspiele waren, etwa wie die Bauwerke, die sich Kinder aus Sand bauen. Womit befaßte ich mich eigentlich? Ich erfinde eine Bombe. Ich setze meine ganze Begabung ein und bringe Menschen um, nur, damit Mister Chill einem Morgan, Dupont und Carnegie die Aufträge wegschnappen kann. Wo ist nun meine Arbeitslust, wo meine Selbstachtung? Wo der zukünftige Ruhm und die Dankbarkeit? Alles ist verschwunden. Übrig ist nur ein ganz gewöhnlicher Konstrukteur, ein geldgieriger Geschäftsmann, ein namenloser, bezahlter Mörder.

Was sollte ich tun? Alles hinwerfen und fortgehen? Es tat mir unendlich leid um alles, was ich zurücklassen mußte: mein Arbeitszimmer, den Schreibtisch mit den

dunkelgrünen Schnellheftern, das glatte Zeichenbrett, die biegsame Reißschiene aus Birnenholz, die duftende Zigarre, die ich mir anzündete, wenn etwas nicht klappen wollte. Leid tat es mir um meinen täglichen Gang zur Post. Es war so angenehm, Milly immer eine Summe zu überweisen, die völlig ausreichte, um ihre Ausgaben zu decken.

Es tat mir leid, die Achtung meines verehrten Schwiegersvaters und das glückliche Leuchten in Lous Augen beim Betrachten ihrer Geschenke zu verlieren.

Am allermeisten aber tat es mir leid um meine zerstörten Ideen. War das alles nun sinnlos geworden: der künstliche Regen, die Eroberung des Meeresbodens, die Flöße, Brücken und Flugplätze aus Eis, die Zeichnungen, Profile und Skizzen für den Staudamm aus Eis am St.-Lorenz-Strom?

Was sollte ich tun? Es war schon fast Mitternacht, als ich an Chills Kajütentür klopfte; ich hatte mir noch nicht einmal überlegt, was ich sagen wollte. Ich wollte wohl mit ihm streiten, ihm Vorwürfe machen, ihm sagen, daß ich niemals meine Einwilligung dazu geben würde, meine Erfindung in eine Mordwaffe zu verwandeln.

Chill saß in seiner Liebingshaltung da, hatte die Hände auf dem Bauch gefaltet und blickte zur Decke empor. In freien Augenblicken dachte er gern nach. Ich habe ihn niemals beim Lesen eines Buches angetroffen. „Romane“, so pflegte er zu sagen, „nehmen zu viel Zeit in Anspruch.“ Wenn man die Meisterwerke Shakespeares auf ein Dutzend Seiten zusammendrängen könnte, würde er, Chill, ihn mit Vergnügen lesen.

„Nehmen Sie Platz, Johnson“, sagte er höflich. „Erzählen Sie mir, was Sie wollen. (Er wußte, daß niemand ohne einen Grund zu ihm kommen würde.) Möchten Sie einen Whisky? Ich rufe den Mixer.“

Es berührte mich unangenehm, daß Chill mich mit genau

denselben Worten begrüßte, mit denen ich Joe empfangen hatte.

„Ist es wahr, daß Sie die ‚Elektrokälte‘ als Bombe verwenden wollen?“

Warum hatte ich meine Frage so gestellt? Wollte ich wirklich, daß Chill mir zur Antwort gibt: „Nein, es ist nicht wahr!“

Hätte ich mich etwa zufriedengegeben, wenn ich seine Rechtfertigungen gehört hätte?

Aber Chill ließ sich gar nicht auf Rechtfertigungen ein. „Auf Ihren Freddy ist kein Verlaß“, sagte er, „Freddy ist ein Schwätzer. Ich weiß noch nicht einmal, ob es Sinn hat, ihn mit einem wichtigen Auftrag fortzuschicken.“

„Freddy hat überhaupt nichts damit zu tun“, schwindelte ich, „die Geschichte von der Ausladung der ‚Willela‘ ist in beiden Kontinenten bekannt. Was Freddy betrifft, so kann man sich natürlich nicht auf ihn verlassen. Ich würde ihn auch nicht nach Rußland schicken. Er hat keine Ahnung von der russischen Sprache. Er kann sich kaum verständigen.“

Chill schaute mich an, er hatte leere, gläserne, ausdruckslose Augen. „Er wird es lernen“, sagte er hart, „schließlich will er etwas zu essen haben, er wird es also lernen.“ Ich war von dieser unerbittlichen Logik verblüfft. Doch Freddy konnte sich weigern, den Sabotageauftrag auszuführen. Er würde noch nicht einmal zu hungern brauchen; er besaß ein kleines Kapital, das er sich während seiner Arbeit bei Chill erspart hatte. Denn genau wie der Lotsenfisch, der den Haifisch begleitet und dessen Nahrungsüberreste auffängt, so hatte Freddy zugleich mit Chills Vermögen auch sein Schäflein ins Trockene gebracht und da, wo Chill Hunderttausende verschluckt hatte, einige Hunderte einkassiert. Freddy hätten genug Mittel zur Verfügung gestanden, um ein eigenes Geschäft zu eröffnen: einen Tabakladen, eine Garage oder vielleicht ein Spiel-

kasino. Aber Freddy würde sich nicht auf so etwas einlassen. Er würde Demütigungen und sogar die Gefahr der schmutzigen Tätigkeit eines Saboteurs auf sich nehmen, nur um nicht auf große Geldsummen verzichten zu müssen. Was aber hätte ich an seiner Stelle getan? Hätte ich Mut genug besessen, um zu sagen: „Leben Sie wohl, Mister Chill, ich gehe auf die Parkbänke!“

Ich holte tief Atem.

„Mister Chill, ich erhebe kategorischen Einspruch gegen eine derartige Anwendung der künstlichen Kälte. In unserem Vertrag war von Bauwerken aus Eis und nur von Bauwerken die Rede, von Staudämmen, Brücken, von friedlichen Bauten. . .“

„... und von verschiedenen neuen Verwendungsmöglichkeiten für das Eis, die in der Aufstellung nicht vorgesehen sind“, fügte Mister Chill hinzu, ohne auch nur im geringsten seine Stimme zu heben. „Mein lieber Mister Johnson, von Ihnen als Ingenieur habe ich eine außerordentlich gute Meinung, aber Sie haben ganz und gar keine Ahnung vom Leben. Und ich habe selbst daran schuld. (Aus Chills Stimme klang väterliche Belehrung.) Ich habe Sie in ein gemütliches Arbeitszimmer gesetzt, habe Sie mit Büchern, Zeichenpapier, einem Schreibtisch, einem weichen Sessel und sogar mit Havannazigarren versorgt. Sie hatten das Vergnügen, erfinden zu dürfen. Ich habe Sie unbehelligt vom Leben arbeiten lassen. Ich habe unter Einsatz aller meiner Kräfte für Sie den Weg gebahnt, ich habe Ihnen Geld gegeben, damit Sie nutzbringend nachdenken konnten. Ich habe dafür gesorgt, daß Ihre Gedanken keine bloßen Hirngespinnste geblieben sind, und Sie machen mir Vorwürfe. Das ist nicht schön. Ich hätte mit dem größten Vergnügen die Ihnen so sehr am Herzen liegenden Staudämme gebaut“, fuhr Chill fort, „aber das ist leider zur Zeit nicht mehr rentabel. Alle Baugesellschaften und darüber hinaus die Besitzer der Wärmekraftwerke, die

Kohlen- und Naphthakönige würden sich wie ein Mann gegen uns erheben, Ich bin noch nicht stark genug, um allein gegen alle zu kämpfen. Aber selbst wenn es uns gelingt, den richtigen Moment abzapfen, und wir Ihr Projekt im Kongreß durchbringen und den Kontrakt erhalten, was haben wir damit erreicht? Heutzutage fristen die staatlichen Bauten ein elendes Dasein! Sobald der Präsident eine Bewilligung für Zusatzausgaben für die Armee fordert, kürzt man uns sofort die Kredite. Bedanken Sie sich bei mir, daß ich einen Ausweg gefunden habe. Das Militär hat immer Geld. Was gehen Sie diese Schieläugigen an, die sie vereisen werden? Wir sind Geschäftsleute. In meinen Fabriken arbeiten 120 000 Menschen. Alles reinblütige Amerikaner. Ich gebe ihnen Brot, ihren Flauen, Kindern und alten Großmüttern. Um ihretwillen bin ich verpflichtet, jeden beliebigen Auftrag anzunehmen. Oder wollen Sie, daß diese 120 000 Familien auf Grund unserer Schwächlichkeit hungern müssen?"

Ich schwieg, und Chill, der der Meinung war, daß er mich überzeugt hätte, lächelte wohlwollend und freundlich. Aber ich schwieg nicht darum, weil ich einverstanden war, mir war eine einfache Tatsache klargeworden: Diskussionen sind nur dann sinnvoll, wenn man die Wahrheit finden will; aber mit einem bewaffneten Mörder diskutiert man nicht, man schlägt ihn mit dem ersten besten Stück, das einem unter die Finger kommt. Wenn ein Mensch in Ohnmacht fällt, sobald er sich in den Finger geritzt hat, aber nicht davor zurückschreckt, die Bevölkerung einer ganzen Stadt zu vernichten; wenn ein Mensch 120 000 Arbeiter und ihre Familien ausplündert, sich auf ihre Kosten Millionen zusammenscharrt und sich trotz alledem noch für einen Wohltäter hält, dann ist es sinnlos, sich mit ihm in eine Diskussion einzulassen. Er wird es sowieso nicht verstehen.

Achtes Kapitel

Joe war sehr erstaunt, als ich ihn bat, mich mit den „auf-rührerischen Elementen“ bekanntzumachen.

„Lohnt sich das denn?“ fragte er, und aus seinem Tonfall hörte ich ein tiefes Mißtrauen zu dem erfolgreichen Ingenieur heraus. Und als ich ihm auseinandersetzte, daß es um die Waffe ginge, versuchte Joe immer noch, mich zu beruhigen. Sie selbst wollten die Arbeiter in jedem beliebigen Hafen, den die „Willela“ anlaufen würde, warnen. Mit Mühe und Not gelang es mir schließlich doch, Joe zu überreden. Er bat mich, im Unterdeck zu warten, und brachte bald darauf einen jungen, hageren Heizer zu mir, der von dem in die Poren eingedrungenen Kohlenstaub ganz dunkelhäutig aussah. „Wilkins“, stellte sich das ‚auf-rührerische Element‘ vor.

Ich fragte ihn, ob er Kommunist sei, und war enttäuscht, als ich eine verneinende Antwort erhielt. Ich begann zu verstehen, daß sich in meiner Seele, mir selbst völlig unerwartet, eine Wandlung vollzogen hatte. In unseren Kreisen ist es üblich, nur mit einiger Vorsicht von Kommunisten zu sprechen. Jetzt aber, wo ich selbst vom Pfade des Erlaubten abgegangen war, glaubte ich, daß nur ein Kommunist mir einen zuverlässigen Ausweg zeigen könnte.

„Warum denkt ihr Ingenieure euch nur solche Scheußlichkeiten aus? Noch dazu, wo ihr gebildete Leute seid!“ sagte Joe vorwurfsvoll, als ich mit meinem Bericht über Chills Absichten zu Ende war. Ich wurde rot, als ob ich tatsächlich schuld hätte. Und es war mir lieb, daß der Heizer Wilkins mir beistand.

„Du redest Unsinn, Joe“, sagte er. „Die Dinge selbst sind weder schlecht noch gut. Das Gewehr ist eine feine Sache, es ist zur Jagd erdacht worden. Auch Dampfer sind eine sehr nützliche Sache, das brauche ich dir nicht zu erklären. Wenn man aber unserm Bruder ein Gewehr in die Hand

drückt und ihn auf einen Dampfer setzt, um die koreanischen Bauern umzubringen, so ist das sehr schlimm. Die Erfinder können aber nichts dafür.

Sie sind also der Meinung, daß die Sache keinen Aufschub duldet?" fuhr er fort und wandte sich an mich.

Ich bestätigte das. Die „Willela" sollte morgen gegen Abend Palmtown anlaufen. Übermorgen sollten Chills Flieger die Apparate an Bord nehmen, und am selben Tage noch sollten sie über den Dörfern der aufständischen Partisanen abgeworfen werden. Ich glaubte nicht, daß es Wilkins gelingen würde, die Söldner des Dollars zu einer anderen Überzeugung zu bringen.

Inzwischen hatten sich noch drei Männer zu uns gesellt: ein lang aufgeschossener, sonnenverbrannter Schwede, ein hagerer Italiener und ein Neger. Jeder von ihnen, der Neger natürlich ausgenommen, schüttelte mir kräftig die Hand. Der Neger wagte es nicht, einem weißen Mister die Hand zu reichen.

Als ich zum zweiten Male alles von Anfang an berichtet hatte, entbrannte sogleich ein Streit. Es bestand für keinen von uns ein Zweifel, daß wir die Apparate vernichten müssen — aber wie?

Der Italiener machte den Vorschlag, alles in größter Heimlichkeit zu tun.

„Wir sind fünf entschlossene Männer", so betonte er, „wir haben Messer. Wozu sollen wir noch überflüssige Verhandlungen führen? Wir umzingeln die Kajüte des Chefs, setzen ihm das Messer an die Kehle, dann soll er dem Kapitän die Anweisung geben: Alle Waffen über Bord!" Wilkins antwortete empört:

„Wir sind Matrosen und keine Gangster! Wir treten offen für die Sache des Friedens ein. Und das sollen alle wissen."

„Das ist auch mein Vorschlag. Wir packen den Chef an der Kehle und machen ihm die Sache klar. Oder was willst du?"

Sollen wir etwa im Laderaum herumkramen? Denkst du denn, daß wir diese Bomben finden?"

„Ja, wirklich, Mister, wissen Sie denn, wo Ihre Bomben liegen?“ Glücklicherweise war diese Schwierigkeit bald behoben. Die Matrosen mußten natürlich über die an Bord befindlichen Frachten Bescheid wissen. Als ich genau beschrieben hatte, wie die Apparate aussehen, rief Joe erfreut:

„Ich weiß, wo sie sind. Sie sind nicht im Laderaum, sondern im Kühlraum neben der Kombüse. Wir haben zwar den Schlüssel dem Kapitän übergeben, aber ich schaffe schon einen andern herbei. Der Koch hat natürlich keine Ahnung davon, daß wir einen Nachschlüssel zur Speisekammer haben.“

Bei dieser Mitteilung wurden alle Verschwörer lebhaft.

„Das heißt, sie liegen im Zwischendeck. Das ist sehr bequem, von da schleppen wir die Bomben geradewegs zum Unterdeck.“

„Da ist doch die Wache.“

„Wer hat denn Wache? Der dicke Dick? Den überreden wir schon.“

„Denkt aber daran, Jungs, es sind vierzig schwere Dinger. Fünf Mann sind nicht genug, da haben wir ja die ganze Nacht zu tun.“

„Na also, ich hab's ja gleich gesagt, daß wir die andern dazuholen müssen.“

Im Zwischendeck war es schwül und eng. Die Matrosen schliefen in zweistöckigen Betten. Es roch nach feuchtem Schuhwerk, schweißgetränkten Kleidern und kräftigem Tabak. In der Ecke unter einer trüben Funzel spielten vier Männer Karten, daneben fädelte ein würdiger Alter mit einer Brille auf der Nase einen Faden in eine Nadel ein. Die übrigen schliefen. Sie stöhnten im Schlaf, knirschten mit den Zähnen oder fingen plötzlich zu schnarchen an. Joe

und der Neger stellten sich sofort an den Türen auf, und die anderen begannen, die Schlafenden wachzurütteln. Die Matrosen gähnten, reckten die Schultern und standen langsam auf. Ich schaute mir das an, und es schien mir, als ob ich es schon irgendwo einmal gesehen habe. Und plötzlich entsann ich mich: das ist doch das Nachtasy!

Ich weiß nicht warum, doch diese Erinnerung half mir, das Gewebe des Mißtrauens zu zerreißen. Ich fühlte mich an einem mir gewohnten Ort. Ich war wieder der arbeitslose Ingenieur, der sich bei seinen Unglücksgefährten zehn Cents leihen mußte, damit er sich etwas zu essen kaufen konnte. Und ich fand sofort jenen freundschaftlichen Ton, den ich im Gespräch mit Joe und Wilkins nicht hatte finden können. „Hört zu, Jungs, folgendes ist passiert...“

Sie hörten mir aufmerksam zu und verstanden mich ausgezeichnet, selbst dann, als ich von den technischen Einzelheiten sprach.

„Das heißt, eine Art umgekehrter Atombombe“, bemerkte der nähende Alte, „wozu hast du Kerl sie dir bloß ausgedacht?“

Ich erklärte es ihm, und meine Erklärung rief nicht den geringsten Zweifel hervor.

„Sie alle sind so, für Dollars sind sie bereit, zu würgen und zu vergiften. Natürlich durch fremde Hände, um die eigenen nicht schmutzig zu machen. Verlaß dich nur auf Chill — dann bist du verraten und verkauft“, riefen die Matrosen durcheinander.

Nur gegen Ende meiner Erzählung kam es zu einem Zwischenfall. Ein Bursche, der mit Karten in der Hand dagesessen hatte, erhob sich, räkelte sich träge und ging auf den Ausgang zu.

Joe versperrte ihm den Weg.

„Wohin?“

„Was geht's dich an? Rauchen“, knurrte der Bursche.

Joe erhob die Stimme.

„Hier ist kein Nichtraucherabteil. Setz dich auf deinen Platz, Mike.“

„Er will uns verraten“, rief einer.

Mike setzte sich am Eingang hin, seine Augen irrten umher, er zündete sich demonstrativ eine Zigarette an. Als ich meinen Bericht beendet hatte, begannen alle durcheinanderzusprechen.

„Da hat er sich was ausgedacht: kalter Krieg! Der muß selbst vereist werden!“

„Dollars, Dollars! Wenn sie nur in ihren Dollars erstickten! Und diese Bomben müssen ins Wasser Sollen die Haifische Krieg führen.“

Wilkins ergriff sofort die Initiative.

„Uns ist klar, was diese Bomben bedeuten. Heute werden sie in den Kolonien ausprobiert, morgen fliegen sie auf unsere eigenen Köpfe. Sie müssen vernichtet werden, über Bord damit! Wir wissen, wo sie versteckt sind. Die Verheirateten können hierbleiben!“

„Warum sollen die Verheirateten sitzen bleiben? Sind die etwa für den Krieg?“

„Mein Sohn ist in Korea verstümmelt worden. Der Junge ist erst einundzwanzig Jahre alt und hat beide Hände verloren.“

„Ich selbst habe noch eine Kugel zwischen den Rippen stecken. Noch vom letzten Krieg.“

„Es sind genug Menschen ausgeplündert worden... Zum Teufel mit den Bomben!“

Wilkins war ein ausgezeichnete Anführer. Die flinken Matrosen hatten im Handumdrehen alle Zugänge zum Korridor hinter der Küche besetzt, und als ich den Ort der Handlung erreicht hatte, drehte Joe leise fluchend den Nachschlüssel im Schlüsselloch. Der Wachhabende, der dicke Dick, lag gefesselt am Boden, und ein Italiener, der rittlings auf ihm saß, flüsterte ihm etwas ins Ohr.

„Ja, ich habe nichts dagegen“, stöhnte Dick, „aber sie



jagen mich doch fort. Ich bitte euch, Jungs, stecht mich ein bißchen zusammen, sie sollen sehen, daß ich Widerstand geleistet habe."

Die Matrosen lachten.

„Durch dich kommt man nicht durch, Dick, alles nur Speck."

„Dann wenigstens einen Knebel, Jungs, stopft mir den Mund mit einem Knebel zu. Sonst könnte ich doch um Hilfe schreien."

Unterdessen klapperte Joe aufgeregt mit den Schlüsseln. Der Nachschlüssel erforderte eine besondere Handhabung. Man mußte die Tür anheben, mit den Schultern hochstemmen und kräftig rütteln.

„Joe, schneller, wir verlieren Zeit.“

In diesem Augenblick stemmte Joe die Tür besonders glücklich hoch, drückte und rüttelte, und die mit Zink beschlagene Tür öffnete sich. Ja, das waren sie, meine aufrührerisch gewordenen Kinder. Ich erkannte die scharfen Deckel der Stabilisatoren, die schwarzen Enden der Kunststoffisolierung, das Glas und die Knöpfe der automatischen Geräte.

„Schneller, Jungs, schneller!“

Da liefen die Matrosen schon flink mit den fünfzehn Kilogramm schweren Bomben im Arm einer nach dem andern über den Korridor.

„Hören Sie, Mister“ (Wilkins redete mich hartnäckig mit Mister an), „wie sollen wir es machen? Gleich über Bord damit?“

„Nein, nein, wartet, ich will versuchen herauszukriegen, wo die Sicherung ist.“

In der fabrikmäßigen Herstellung waren ohne mein Wissen Änderungen vorgenommen worden. Das Prinzip war dasselbe, ich wußte aber nicht, wozu die Hebel da waren. Ich hätte rufen müssen, damit sie auf mich warteten, aber rufen durfte ich nicht. Atemlos lief ich den Korridor entlang. Mir entgegen trippelte mit weit aufgerissenen Augen der graubärtige Alte.

„Wo ist Wilkins?“ rief er. „Mike ist durch das Fenster ausgerissen. Wir sind bis zur Kajüte des Boß' hinter ihm hergejagt.“

„Ach so, da ist Chill also schon gewarnt. Schneller, Jungs!“

„Was geht hier vor? Halt! Wer hat die Erlaubnis dazu gegeben?“

Ich erkannte Chill nicht gleich an der Stimme. Ich hatte ihn noch nie so wütend und kreischend schreien hören. Gewöhnlich regte sich Freddy an seiner Stelle auf. „Wer“, antwortete ich und warf den Kopf in den Nacken. „Ich habe die Erlaubnis gegeben. Es sind meine Apparate, meine eigenen...“

„Schießt auf ihn“, rief Chill seinen Leibwächtern zu, „schießt auf Johnson!“

Etwas summt an meinem Ohr vorbei. Es klang wie das Pfeifen einer Hirtenpeitsche. Ich wußte, es war eine Kugel. Instinktiv stürzte ich in den Korridor zurück, wo sich die Matrosen mit den Bomben drängten.

Sollte wirklich alles verloren sein? dachte ich. Im nächsten Augenblick faßte ich die nächste „Elektrokälte“ und sprang zur Treppe.

„He, ihr mit euren Revolvern“, schrie ich und preßte den Apparat an die Brust. „Ich habe eine Atombombe in der Hand (ich hatte keine Zeit dazu, ihnen zu erklären, worin die Ähnlichkeit lag und was der Unterschied war). Versucht nur zu schießen! Ich vernichte den Dampfer und euch mit ihm!“

Ein minutenlanges Zögern: die Leibwächter traten von einem Fuß auf den anderen. Und plötzlich stürzten sie und Chill mit ihnen zu Boden, sie kullerten vom Oberdeck zu uns herunter. Oben tauchte Joe auf mit einem Feuerwehrschauch in der Hand. Er war es, der mit einem starken Strahl Chill und seine Helden geschlagen hatte. Wie lächerlich sieht ein Geldkönig aus, wenn er, naß von Kopf bis Fuß, spuckend auf dem Boden herumrollt. Aber wir hatten keine Zeit zu lachen.

„Schneller, Jungs!“

„Das ist die letzte“, antwortete der Neger, seine Zähne blitzten...

Meine Schulter brannte. Ich war anscheinend verwundet. Im Nebel taumelte ich über das schaukelnde Deck, preßte den stählernen Körper des Apparates an mich. „Halt!“ rief jemand. Ich stützte mich auf das Geländer und warf mühsam die letzte „Elektrokälte“ über Bord. Fast gleichzeitig erhob sich vor mir die steile Wand eines Eisberges. Der Dampfer legte sich auf die Seite, ein trüber Salzwasserstrom schlug mir ins Gesicht. Jemand faßte mich an der Hand.

„Kommen Sie, Mister, kommen Sie! Die Jungs haben ein Boot flottgemacht. Kommen Sie!“

Es war Wilkins. Er ist ein zuverlässiger Kerl, dachte ich und ließ ihn ohne Widerstand meine Hände vom Geländer lösen.

Neuntes Kapitel

Das Meer tobte die ganze Nacht. Langsam wuchsen die Wogen, eine nach der anderen, aus der Dunkelheit heraus. Sie richteten sich steil vor uns auf, und ihre sich überstürzenden Kämme schauten in unser Boot hinein, als wollten sie uns — ihre künftige Beute — erspähen.

Wir waren sechs in dem Boot: der Heizer Wilkins, Joe, der Schwede, der Italiener, der Neger und ich. Die Matrosen ruderten abwechselnd, und ich saß am Heck, schwankend wie ein Pendel, schöpfte Wasser und goß es über Bord, immer und immer wieder.

Meine Wunde schmerzte von Stunde zu Stunde mehr, vielleicht deshalb, weil sie vom Salzwasser zerfressen wurde. Ich war völlig durchnäßt. Mein Anzug war zu einer kalten Kompresse geworden. Ich zitterte, und meine Zähne schlugen vor Kälte aufeinander. Ich hatte nur den einen, ständig wiederkehrenden Gedanken: Was soll nun werden?

Am Morgen erreichten wir eine flache Koralleninsel. Die kleine tropische Insel sah heute merkwürdig aus. Sie war völlig in Schneewehen versunken.

Auf den bleifarbenen Wellen des Ozeans schwammen Eisschollen, und die Brandung schleuderte sie mit gewaltigem Schwung gegen die Korallenriffe, wobei sie zerbrachen, zermalmt und zersplittert wurden, bis nur noch eine formlose Eismasse zurückblieb. Fontänen salzigen Wasserstaubs stiegen in die Luft. Wenn sie auf den flockigen Schnee fielen, überzogen sie ihn mit dunklen Flecken. Die biegsamen Stämme der Palmen waren weiß geworden.

Rauhreif funkelte auf den riesigen gefiederten Blättern, und die weißen Baumkronen hoben sich scharf von dem dunkelblauen Himmel ab. Fast die ganze Lagune hatte sich in eine spiegelglatte Eisfläche verwandelt. In dem durchsichtigen, grünlichen Eis waren Korallen und grellbunte Papageienfische eingefroren. Überall lagen erfrorene Schwalben und Seevögel, und die Zangen der Kokoskrabben ragten aus dem Schnee hervor.

Offensichtlich waren einige „Elektrokälteapparate“ ans Ufer geworfen worden und hier explodiert. Als wir ankamen, waren etwa 10 Grad Kälte.

Die Matrosen machten ein Lagerfeuer, und ich saß daneben und quälte mich mit dem Gedanken: Was soll nun werden? Was kann ein Mensch tun, der sich endgültig davon überzeugen mußte, daß sein Lebensweg, mag er noch so richtig und nutzbringend angelegt sein, sich als falsch herausstellte, und daß er, obwohl er die besten Absichten hatte, lange Zeit seines Lebens für einen Verbrecher gearbeitet hat. Und da war es der Heizer Wilkins, der mir als erster sagte, daß ich die Pflicht hätte, diese ganze Geschichte aufzuschreiben. Die Menschen müssen die Wahrheit erfahren!

Und ich habe dieses Buch geschrieben, damit die Menschen die Wahrheit über Chill und seinesgleichen erfahren und ihre Schlußfolgerungen ziehen können!

Mit diesen Worten schließt das Manuskript Alan Johnsons.

Zehntes Kapitel

Chills Fabrikverwaltung hatte gegen die geplante Versammlung der fortschrittlichen Organisation auf dem Werkgelände ein kategorisches Verbot erlassen. Der Sportpalast, der beste Versammlungsort der Stadt, war gerade an diesem Sonntag besetzt, ebenso alle anderen Räume.

Da wurde der Beschluß gefaßt, das Meeting unter freiem Himmel in dem bei der Stadt gelegenen Park abzuhalten. Die „demokratisch“ gesinnten Machthaber der Stadt legten der fortschrittlichen Organisation keine Hindernisse in den Weg. Nur wurde ganz unerwartet in der Nacht zum Sonntag die zum Park führende Straßenbahnlinie wegen Reparaturarbeiten gesperrt, das Tor war geschlossen, und an ihm war ein Plakat angebracht, von dem keiner wußte, wo es gedruckt worden war. Auf ihm konnte man lesen, daß das Meeting abgesagt worden sei.

Das zweite Tor, ein Seiteneingang, wurde, „um Unruhe zu vermeiden“, von einem verstärkten Polizeikommando bewacht. Außerdem hatten hier einige Spitzel in Zivil mit Fotoapparaten Posten gefaßt. Sie fotografierten jeden, der in den Park wollte.

Das alles konnte etwa ein Dutzend Unentschlossener abschrecken. Als aber auf der aus der Stadt führenden Straße die Arbeiterkolonnen sichtbar wurden, in denen nicht Dutzende, sondern Tausende schritten, gaben die Polizisten schweigend das Tor frei, und die Spitzel steckten vernünftigerweise ihre Fotoapparate in die Tasche.

Das Wetter war ungünstig. Schon seit dem Morgen fiel ein feiner Regen, der das abgefallene Laub mit Wasser durchtränkte, und die nassen Bäume ließen unter dem öden, graubraunen Himmel ihre Zweige hängen. Im Park war es feucht und kalt, aber die Volksmassen standen geduldig auf dem nassen Rasen und warteten auf den Beginn des Meetings.

Endlich stieg ein hochgewachsener und breitschultriger, barhäuptiger Mann auf das Verdeck eines Autos, das als Rednertribüne diente. Es war Alan Johnson.

Kaum war er erschienen, als auch schon von allen Seiten Rufe laut wurden:

„Nieder mit Johnson!“

„Stopft ihm das Maul, er hat sich den Roten verkauft!“
„Bei uns im Süden werden Leute wie er gelyncht!“
Wer weiß, was das für welche waren, von wo sie aufgetaucht waren, diese „Helden“ im Arbeitsanzug mit den manikürten Händen der Glücksspieler. An allen Ecken und Enden der Wiese schwangen sie Knarren, schrien und pffiften.

In der Nähe des Autos setzten sich zwei robuste Kerls einen auf die Schultern. Als er oben war, ergriff er ein Sprachrohr. „Hört alle zu!“ rief der Mann. „Ich heiße Harry Johnson. Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß jener Johnson dort auf dem Auto mein Vetter ist. Ich muß euch warnen — glaubt ihm nicht! Er hat niemals bei Chill gearbeitet und war niemals Ingenieur. Er ist aus dem College ausgestoßen worden, weil er einen Mantel gestohlen hat. Später ist er nach Rußland geflohen und hat dort zehn Jahre lang gelebt. Wage nur zu sagen, daß ich lüge. Alan! Wage es nur zu sagen, daß du mich nicht kennst.“

Es wurde still, und da sagte der Mann auf dem Auto leise:

„Warum denn, ich habe dich erkannt, Harry. Ich sehe, du arbeitest immer noch bei O'Hara.“

Der Name O'Hara war Chills Arbeitern nur zu gut bekannt. „Ach so“, riefen sie in der Menge, „das sind O'Haras Helden. Jagt sie fort. Sie sollen schleunigst verduften!“

Da begann Alan seine Rede. Genaugenommen war es keine Rede, sondern ganz einfach der Bericht eines Menschen, der viel nachgedacht hat und in dem sich ein gut Teil Kummer, Haß und enttäuschte Liebe zu seiner Arbeit, die er aufgeben mußte, angehäuft hat. Er erzählte von allem, was in seinem Buch geschrieben stand, bis zu den Ereignissen auf der „Willela“, und davon, wie die Matrosen, nachdem sie den Dampfer in einem Rettungsboot

verlassen hatten, die ganze Nacht gerudert waren, und davon, wie sie an der vereisten Koralleninsel landeten. Johnson erzählte, unter welchen Mühen er in die Staaten zurückgekehrt war; wie es ihm gelang, Menschen zu finden, die ihm den Weg des Kampfes zeigen konnten, und wie er begonnen hatte, darum zu kämpfen, daß die Kältebomben niemals in bewohnten Städten zur Explosion kämen.

„Ich habe mein Leben beschrieben“, sagte Johnson, „und ich habe es noch einmal von Anfang an bis jetzt überdacht. Aber ich möchte, daß alle Johnsons und Smiths, alle einfachen Menschen mit mir nachdenken. Warum ist ein begabter Student, der gelernt hat, bequeme und gemütliche Wohnungen zu bauen, direkt von der Schulbank weggegangen, um fremde Häuser zu zerstören? Ihr werdet sagen, Johnson ist in den Krieg gegen die Faschisten gezogen. Das stimmt. Diese Verbrecher, diese Unterdrücker der Freiheit, diese Verfechter einer wilden Rassenhetze, die einen blutigen Krieg entfesselt haben, um die Weltherrschaft zu erringen, mußten vernichtet werden. Aber warum traf Johnson, als er nach dem Sieg nach Amerika zurückkehrte, dort genau die gleichen Rassenhetzer und Unterdrücker der Freiheit? Warum tönen an Johnsons Ohren wieder die Aufrufe zu einem neuen blutigen Krieg und die Predigten zur Erringung der Weltherrschaft? Warum sind die Faschisten plötzlich in Amerika? Das möchte ich wissen.

Noch eines interessiert mich: Warum wurde Johnson, als er aufgehört hatte zu töten, arbeitslos? Niemand brauchte Johnson, bis Chill anfang, Leute zu suchen. Wozu? Nur darum, um neue Mordmethoden zu erfinden. Kann Johnson nur dann leben, wenn er mordet? Erzieht Johnson seinen Sohn dafür, damit die von seinem Vater erfundenen Bomben auf seinen Kopf fallen? Wenn Johnson ruft: ‚Ich will nicht töten!‘ dann fordern bestellte ‚Helden‘ da-

zu auf, Johnson zu lynchen! Das ist nun schon eure Sache! Aber ich glaube, daß in unserm so sehr gepriesenen Land nicht alles in Ordnung ist. Ich bin weder Redner noch Schriftsteller", fuhr Alan fort, „sondern Ingenieur. Mein Handwerkszeug ist nicht die Feder, sondern der Zeichenstift. Aber ich habe zur Feder gegriffen, um die Absichten Chills und seinesgleichen zu entlarven. Wir haben auf der ‚Willela‘ die erste Serie der Kältebomben über Bord geworfen. Aber Chill hat noch seine Werke, und in diesen Werken kann er neue Serien produzieren. Wir haben uns davon überzeugen können, daß die ersten Bomben sich als Waffe nicht bewährt haben. Sie rufen Schneefall hervor, bringen das Wasser zum Gefrieren, vernichten tropische Pflanzen, sind aber für den Menschen völlig ungefährlich. Eine leichte Kälte kann vielleicht die Bewohner des Südens, aber nicht die abgehärteten Nordländer erschrecken. Ich bin sehr zufrieden, denn ich habe keine Bomben, sondern eine Baumaschine erfunden, und ich werde sie nicht den Wünschen von Chill entsprechend verändern. Aber Chill hat noch Dollars, er kann sich andere Erfinder, andere Ingenieure, andere Matrosen und ein anderes Schiff kaufen. Ihr alle, ihr Arbeiter Chills, alle Ingenieure, alle Matrosen und alle Schauerleute, müßt mit aller Bestimmtheit ‚nein‘ sagen: Wir lassen nicht zu, daß ihr Bomben abwerft, wir lassen nicht zu, daß ihr uns in einen Krieg hineinzieht, wir sind für den Frieden! Ich bin Ingenieur. Meine Sache ist es, die Menschen mit Wohnungen, Wärme und Licht, guten Schulen und bequemen Straßen zu erfreuen. Aber als Ingenieur weiß ich: ehe man sich an die Arbeit macht, muß man seinen Zeichentisch in Ordnung bringen. Eine ernsthafte Arbeit braucht Ruhe. Man kann sich nicht mit Berechnungen abgeben, wenn rund um einen her Banditen mit brennenden Kriegsfackeln laufen. Zuallererst muß Ordnung geschaffen werden,

zuerst müssen den verschiedenen Chills die Hände gebunden werden.

Es wird eine Zeit kommen, in der wir uns alle an den Tisch setzen werden, um nutzbringende Ideen zu verwirklichen. Ich weiß, daß eine solche Zeit kommen wird, denn wir, die wir friedliche Arbeit lieben, sind mehr als die bestochenen Mörder und die, die sie gekauft haben. Ich weiß das deshalb, weil ich aus allen Teilen des Landes Briefe erhalte, und zwar mehr freundschaftliche Briefe. Ich weiß, daß die Schauerleute Chills Dampfer bereits boykottieren, daß man in allen Städten bereits an den Wänden lesen kann: ‚Wir wollen keine Kältebomben!‘ Ich weiß, daß in zwölf Staaten eine Unterschriftensammlung für ein Verbot der Bomben Chills vor sich geht. Ich sehe, daß ihr, die Arbeiter Chills, heute hierher gekommen seid, um mich, den Gegner eures Chefs, anzuhören. Ihr habt es verstanden, die gekauften Schreier zum Schweigen zu bringen und ihnen ihre Häse zu stopfen.

Vielleicht hat Chill bereits eine zweite Bombenserie hergestellt. Ihr wißt das besser als ich. Mag es sein, wie es will, aber Chill wird nicht wagen, diese Bomben abzuwerfen. Ich habe gestern gelesen, daß ein Senator im Kongreß die Frage gestellt hat, warum der Präsident seine Einwilligung zur Anwendung der Kältebombe gegeben hat, ohne sich zuvor mit dem Kongreß zu beratschlagen. Wir alle kennen diesen Senator, er ist ein schlauer Fuchs und Demagoge¹. Aber wenn schon Demagogen gegen Chills Bomben auftreten, dann bedeutet das, daß ihre Wähler sie dazu veranlaßt haben, dagegen aufzutreten, es bedeutet, daß die Wähler das so laut gefordert haben, daß ihre Stimmen sogar bis in den Senat gedrungen sind. Darum dürfen wir nicht schweigen, meine lieben Freunde, wir müssen fordern, darauf bestehen, müssen sie zwingen.

¹ Volksverführer.

Der Friede kommt nicht von allein. Ebenso wie Glück, Liebe und Ruhm muß man auch den Frieden erobern, erkämpfen und verteidigen.

Ich weiß genau, es kommt ein Tag, an dem wir sagen können: Der Friede hat endgültig den Sieg davongetragen. Es hängt von euch ab, daß dieser Tag recht bald anbrechen möge. Und dann nehme ich die Arbeit an meinem Buch wieder auf, um seine Fortsetzung zu schreiben. Ich werde es nicht mit Tinte, sondern mit dem Zeichenstift schreiben. Und wenn ihr meine Idee, meinen Staudamm aus Eis kennenlernen wollt, müßt ihr nicht in die Bibliothek, sondern an das v/eite Ufer eines mächtigen Stromes gehen..."

Alan schwieg und blickte nachdenklich über die Bäume hinweg, als ob dort hinten am Himmel bereits die Umrisse seiner Bauten aus Eis zu sehen wären. Die Arbeiter standen schweigend da, und viele unter ihnen dachten wahrscheinlich an ihre eigenen unerfüllten Träume. Aber nach einer Minute schon erklang aus der Mitte des Platzes ein Lied. Die Arbeiter nahmen die bekannte Melodie auf, viele erhoben die Fäuste. Allmählich erfaßte das Lied die Menge, drang bis in die entferntesten Winkel vor, und über den alten Park brausten voller Entschlossenheit und festem Glauben an den Endsieg die Worte:

„Der Friede besiegt den Krieg!"

Elftes Kapitel

Als Johnson von der kommenden Fortsetzung seines Buches sprach, wußte er noch nicht, daß sie bereits im Frühjahr, einige Monate vor dem Meeting im Stadtpark, geschrieben worden war. Sie war natürlich nicht von Johnsons Kameraden geschrieben worden. Die Fortsetzung der Erzählung von den Bauten aus Eis wurde in einer anderen Sprache, in einem anderen Lande, ja sogar auf der anderen

Erdhalbkugel von demselben Journalisten Gorin geschrieben, dessen Bericht in der populärwissenschaftlichen Zeitschrift eine so große Rolle in Alan Johnsons Leben gespielt hatte.

Der Mensch siegt

Bericht von G. Gorin

1.

Es war Frühling geworden. Der von der Sonne besiegte Winter zog sich nach Norden zurück. Die vom Schnee befreite Erde atmete gierig die frische Luft. Zerbrochene, schmutzige Eisschollen trieben stoßend und drängend den Fluß hinab. Dort, wo der Flußlauf enger wurde, verwandelte sich der organisierte Rückzug in eine panische Flucht. In dem Bestreben, vorwärtszudrängen, legten sich die Eisschollen aufeinander, barsten, drehten sich im Wasserwirbel. Das bleigraue Wasser schäumte am Ufer auf, wo Menschen standen, und eine von der Woge erfaßte Eisscholle prallte auf den Abhang.

Beinahe die ganze Arbeitersiedlung hatte sich am Ufer versammelt: die Betonarbeiter, Monteure, die Baggermaschinenisten, Zimmerleute, die Armaturenfachleute, die Maurer, die Zeichner aus dem Büro, die Ingenieure und der Bauleiter. Jedoch war nicht der Eisgang das Ziel ihrer Aufmerksamkeit. Die Bauarbeiter waren gekommen, um bei der Arbeit ihrer Genossen, acht Männern, zuzusehen, die mit neuen, ungewöhnlichen Apparaten ausgerüstet waren. Der Erfinder dieser Apparate (man nennt sie Kältewerfer), Professor Tschernow, schüttelte allen acht aufgeregt die Hand.

„Vergeßt nicht, Genossen, daß ich in eurem Namen die fristgemäße Fertigstellung des Staudammes versprochen habe. Ihr müßt beweisen, daß unser Material, das Eis,

dauerhafter und praktischer ist als Sand und Lehm. Gebt euch Mühe, laßt mich nicht im Stich."

Der rechts stehende Ingenieur nickte, biß sich auf die Lippen und strich schweigend mit der Hand über die Schaltknöpfe des Apparates.

„Fertigmachen“, sagte er leise, und alle acht wandten sich dem Fluß zu. Acht Männer gegen den weiten Raum, gegen ein ganzes schmutzigbraunes Meer. Der Ingenieur trat vorsichtig auf den feuchten Lehm direkt am Rande des Wassers und schlug, nachdem er den schweren Kälte- werfer mit Mühe umgedreht hatte, mit der Spitze aufs Wasser. Sofort wurde eine weiße Spur sichtbar, wie eine Schramme auf einer braungebrannten Hand; das waren die sich aneinanderfügenden künstlichen Eiskristalle.

Jetzt richteten auch die übrigen sieben Männer ihre Kälte- werfer aufs Wasser. Vom Ufer sah es aus, als ob sie den braunen Flußspiegel mit Kreide färbten. Und schon er- faßte das knirschende frische Eis die Uferkiesel. Die Männer mit den Kälte- werfern hatten insgesamt nur eine Minute gebraucht, um vor sich eine Fläche von etwa zwei Metern zu vereisen. Darauf hob der Ingenieur die Hand (das bedeutete: ausschalten), und der erste betrat das leuchtend weiße, poröse Eis.

2.

Das Wasserkraftwerk am Großen Fluß war eins der rie- sigen Bauten, die der Umgestaltung der Natur des Sowjet- landes dienten. Das Kraftwerk sollte mit den gigantischen Kraftwerken an der Wolga, am Dnepr und am Amu-Darja Wasser für die Felder und Strom für die Maschinen er- zeugen. In den entlegensten Gebieten warteten die Men- schen auf Wasser und Strom.

In den trockenen und unfruchtbaren Steppen arbeiteten Vermessungsingenieure, um das Land für die künftigen Kolchosen zu vermessen. Schwere Lastkraftwagen brach-

ten zusammensetzbare Häuser heran. Die Ansiedler packten schon ihre Sachen. Sie hatten einen weiten Weg in neue Gebiete vor sich, in Gebiete, die das Wasser aus dem Großen Fluß fruchtbar machen sollte. An den Sandhügeln entlang zogen sich Hunderte von Kilometern lange Ackerfurchen, in den Baumschulen wurden Kisten für den Versand von Schößlingen gezimmert. Sobald das Wasser aus dem Fluß die Sandhügel bewässern würde, sollten sich diese Schößlinge in schattige Haine verwandeln.

„Wird der Große Fluß bald Wasser geben?“ fragten die Waldmelioratoren, die sich für den Angriff gegen den Treibsand fertig machten. „Gibt der Große Fluß bald Strom?“ fragten die Arbeiter, die Erbauer des neuen Elektrozinkwerkes. Und die Hausfrauen, in deren Wohnungen blitzend saubere elektrische Küchen eingebaut wurden, fragten ungeduldig: „Gibt der Große Fluß bald Strom?“

Das ganze Land verfolgte die Bauarbeiten am Großen Fluß und nahm Anteil daran. Aus allen Teilen des Landes trafen Güterzüge an der Baustelle ein. Die Aufträge der Baustelle wurden außer der Reihe und überplanmäßig ausgeführt. Die Studenten der Technischen Hochschulen wetteiferten um das Recht, an den Großen Fluß fahren zu dürfen. Gelehrte aller Fachgebiete diskutierten über die Probleme des Großen Flusses.

Professor Tschernow war nur einer unter Hunderttausenden, die ihre Vorschläge beim Bauhilfskomitee eingereicht hatten. Der Professor hatte den Vorschlag gemacht, an Stelle eines Staudammes aus Erde einen Eisstaudamm zu bauen. Er war der Ansicht, daß dadurch die Bauarbeiten um anderthalb Jahre beschleunigt würden. „Wir werden das Fundament des Staudammes im Winter unter Berücksichtigung der natürlichen Kälte errichten“, sagte er, „und den oberen Teil mit Hilfe künstlicher Kälte während des Hochwassers. Der Fluß selbst liefert uns das Material,

nämlich Wasser, und bringt es selbst zur Arbeitsstelle. Das durch den Damm angestaute Wasser wird ansteigen, und je nach Höhe des Wasserspiegels werden wir den Staudamm höher bauen. Wir sparen Millionen Arbeitsstunden und Rubel, indem wir auf die Bereitstellung und Anfuhr von Millionen Tonnen Steine, Lehm und Sand verzichten."

„Bedenken Sie aber", sagte man ihm, „uns interessiert nicht nur die Einsparung. Wir bauen für Jahrhunderte, und Haltbarkeit ist uns wichtiger als Billigkeit."

Aber der Professor hatte diese Einwände vorausgesehen. Er legte Berechnungen, Projekte, Protokolle von Versuchen und Muster vor

Und nun waren die Tage der Zweifel, der Diskussionen, der Nachforschungen und Überprüfungen vorüber. An den weiten Ufern des Großen Flusses erhob sich das Abbild der Zeichnung. Am linken Ufer ragte bereits das Gebäude des Kraftwerkes empor, ein Turmkran stellte die gigantischen Turbinen auf, die Betonarbeiter legten die letzten Kubikmeter des Wasserabflusses, eine Betonwand von dreißig Metern Höhe. Es war nur noch wenig zu tun: nämlich den Fluß zwischen der Betonwand und dem rechten Ufer abzdämmen, damit das vom Oberlauf zum Meere fließende Wasser nur durch die Turbinen strömen konnte.

Eben diese Arbeit führten jetzt die Kältewerfer aus.

3.

Vom Ufer sah das sehr schön aus. Acht Männer schritten quer durch den Fluß, wobei sie sich selbst den Weg bauten. Sie bewegten sich in gleichmäßigen Abständen in einem Keil vorwärts. Der Ingenieur ging voran. Er mußte die erste Eiswand legen, welche das Wasser eindämmen

sollte. Er begann die Vereisung vom Grund her und führte die Spitze von unten nach oben. Bereits nach wenigen Sekunden zeigte sich an der Oberfläche eine schmale Eiskante. Die übrigen verbreiterten den Staudamm. Sie führten die Spitzen gleichmäßig von rechts nach links, als ob sie das Wasser mähten, und wie Schnitter schritten sie im Gleichschritt vorwärts; ein schöner Anblick.

Aber die Männer mit den Kältewerfern dachten nicht an Schönheit. Ihre Arbeit erforderte angespannte Aufmerksamkeit und große Gewandtheit. Sie mußten wie ein einziger, gut eingespielter Organismus arbeiten, dabei fortwährend ihren Rhythmus ändern und sich der Form des Grundes und der Strömung anpassen.

Die erste Bewegung durfte nicht zu spät erfolgen. Mit exaktem Schwung setzte ein Arbeiter seinen Kältewerfer an der dünnen, vom Ingenieur gezogenen Eiswand an. Ein sekundenlanges Zögern hätte zur Folge, daß der Wasserdruck die dünne Eiswand fortspülen würde. Auch der Grund mußte abgetastet werden. Wenn man sich irrte und zu hoch begann, bildete sich unter dem Staudamm ein nicht vereister Tunnel, durch den das Wasser wie durch ein Rohr fließen konnte. Dann muß man Taucher anfordern, die eigens unter Wasser tauchen müssen, um das Loch ausfindig zu machen. Noch schlimmer ist es, wenn man zu niedrig anfängt. Ein in der Handhabung des Kältewerfers unerfahrener Mann kann sein Gerät am Boden oder am Rumpf des Staudammes festeisen. Dann muß die Arbeit unterbrochen und die Kältesubstanz abgesaugt werden, die Metallteile werden elektrisch erwärmt, um sie aus dem Eismassiv herausziehen zu können. Und schließlich muß man beim Herausziehen der Spitze aus dem Wasser den Kältewerfer rechtzeitig ausschalten. Wenn die Kältesubstanz an die Luft kommt, vernebelt sie alles ringsum. Im günstigsten Falle muß

man warten, bis der Nebel verfliegt, im schlimmsten Falle muß man mit erfrorenen Wangen ins Ambulatorium laufen.

Die erste Schicht schob den Staudamm um 110 Meter vorwärts, die zweite um 90 Meter, die dritte nur um 55 Meter. Je weiter sie sich vom Ufer entfernten, desto schwieriger wurde es, den Staudamm zu verlängern. Das Flußbett wurde immer tiefer. Man mußte mehr Wasser vereisen, um einen Meter vorwärtszukommen. Der Strom, der zwischen dem Betonmassiv und dem Eisstaudamm eingezwängt war, brodelte in dem engen Durchfluß. Von Stunde zu Stunde wurde die Strömung heftiger. Es wurde immer schwieriger, die schmalen Eiswände zu verstärken, der Wasserdruck spülte sie weg. Vereinzelte Eisschollen flogen mit Schwung auf den Staudamm, am linken Rande war die Arbeit gefährlich. Und das hochaufschäumende Wasser brach alle Augenblicke zum Ufer durch und drohte die Männer mit den Kältewerfern abzuschneiden. Die zweite und die dritte Brigade unterbrachen ihre Arbeit keine Minute und erhöhten den Staudamm entsprechend dem Wasserstande.

Den schwierigsten Abschnitt aber hatte die Brigade Tolja Saizews zugewiesen bekommen. Wer den Bericht über das Eishaus auf der Vulkaninsel gelesen hat, wird sich noch an ihn erinnern. Professor Tschernow bezeichnete diesen jungen Mann als den ersten Eisdreher. Im Verlauf der Jahre war er ein erfahrener Kältefachmann, Vorarbeiter und Instrukteur geworden. Die von ihm ausgebildete Brigade arbeitete neben dem Betonmassiv. Sie sollte sich vom linken Ufer aus auf die erste Brigade zubewegen, sie hatte aber dem Fluß die ganze Zeit über kaum dreißig Meter abgewinnen können.

Der Fluß strömte um die Betonwand und ergoß sich brausend auf das zerbrechliche Bauwerk Toljas. Oberhalb des Staudammes stieg der Wasserstand, und im Flußlauf bil-

dete sich eine Art Schwelle. Große Eisschollen überschlugen sich mit Getöse und Knirschen in dem schaumigen Wasser. Unter ihren furchtbaren Schlägen bebte und erzitterte der schmale Steg des Staudammes, auf dem Toljas Brigade arbeitete.

Tolja hatte seine Freude an dem scharfen Ozongeruch in der kalt gewordenen Luft, an dem frischen Knirschen des eben entstandenen Eises, er hatte Freude an dem ungewöhnlichen und schwierigen Werk der Schaffung nutzbringender Bauten aus formlosem, unaufhaltbar fließendem Wasser. Tolja arbeitete mit einer Art von zorniger Begeisterung. Er betrachtete die wilden Wasserstrudel wie seine persönlichen Feinde. Man mußte sie zähmen, fesseln, einfangen, sie zur Arbeit zwingen und vom salzigen Meer abschneiden. Und Tolja rief, indem er eine fort-



schwimmende Eisscholle geschickt an den Staudamm fügte, laut:

„Aha! Du entkommst mir nicht!“

Und dennoch lief das kostbare Wasser weiter fort. Zwischen den Brigaden, die aufeinander zuschritten, war noch ein Zwischenraum von etwa 150 Metern, und trotz aller Anstrengungen gelang es den Männern nicht, den Staudamm zu schließen.

Am vierten Tag kam Professor Tschernow zu Toljas Brigade. Er stand lange am Rande des Eises, hörte zufrieden auf das Brausen des wütenden Flusses, und der feuchte Wind zauste seinen Bart.

„Es ist schön, das zu sehen“, sagte er zu Tolja. „Da hat der lebendige Staudamm einen Bogen über den Fluß gespannt, als ob sich die beiden Ufer die Hand gereicht hätten. Wie lange existiert das alles schon in der Vorstellung, in Zeichnungen und Berechnungen, und nun hier, bitte schön kommt und seht es euch an, die ihr es nicht glauben wollt. Wer hat gesagt, daß es unmöglich sei, Staudämme aus Eis zu bauen?“

„In der amerikanischen Presse“, fuhr er nach einer Weile fort, „war in der letzten Zeit viel von einem gewissen Ingenieur Johnson die Rede. Stell dir vor, dieser Johnson hatte alte Arbeiten von uns gelesen und ebenfalls beabsichtigt, einen Staudamm aus Eis zu bauen. Nur ist nichts daraus geworden. In Amerika haben sie es nicht so eilig — mit friedlichen Bauten. So ist Johnsons Projekt eben nur ein Projekt geblieben. Unser Staudamm aber ist fast fertig, wir haben den Fluß bereits an der Kehle. Morgen schließen wir die Lücke.“

Die Männer schätzten mit einiger Unruhe den Zwischenraum, einer sagte seufzend:

„Es ist schwer, Andrian Michailowitsch.“

„Ihr müßt euch ins Zeug legen, Genossen“, antwortete

der Professor, „nur noch ein bißchen. Gewinnt dem Fluß wenigstens noch zwanzig Meter ab. Im Kraftwerk sind die Bodenöffnungen bereits auf. Das Wasser fließt dort ab, jetzt werdet ihr es leichter haben. Haltet noch eine Schicht durch, morgen komme ich euch selbst zu Hilfe. Tolja Saizew wird euch erzählen, was wir bei der Rettung eines ausländischen Schiffes gemacht haben. Für morgen habe ich auch etwas Besonderes vorbereitet. Ich denke, daß wir die Lücke schließen werden. Wir müssen aber noch näher Zusammenkommen. Noch eine Schicht, Kinderchen! Helft mit, daß es klappt!"

Tolja blickte prüfend auf die roten Gesichter seiner Kameraden und antwortete für alle:

„Die Brigade verpflichtet sich, wenigstens fünfundzwanzig Meter in der Schicht zu schaffen.“

4.

Es wurde Nacht. Dunkelheit verhüllte den rastlosen Fluß, aber der Kampf ging weiter. Direkt an den Stirnseiten der Eisstaudämme flammten Scheinwerfer auf. Zwei Lichtpünktchen gingen beharrlich quer durch den Fluß aufeinander zu. Toljas Brigade war um zehn Uhr abends an die Arbeit gegangen. Gegen Mitternacht hatten die Männer unter größten Anstrengungen dem Fluß sieben Meter abgewonnen. Um 0.15 Uhr trieb von oben herab eine große Eisscholle heran. Tolja befestigte sie am Staudamm und freute sich, daß er dadurch gleich merklich größer geworden war. Drei Kältewerfer traten auf die Eisscholle hinüber. Doch da stürmten Wellen heran, die Eisscholle barst und trieb stromabwärts weiter. Die Männer mußten in das eiskalte Wasser springen. Zum Glück waren sie angeseilt, so daß man sie mühelos herausziehen konnte. Tolja schickte die unfreiwilligen Schwimmer in die Unterkunft und gab ihnen den Auftrag, jemand aus der Tages-

Schicht herauszuschicken. Aber die drei kehrten nach zwanzig Minuten zurück. Im übrigen kam auch die Ablösung aus der Tagesschicht zur Unterstützung.

Um 1.10 Uhr wurde von der Wassermeßstation angerufen: „Der Wasserstand steigt schnell an.“

Tolja hatte das auch schon selbst bemerkt, das Wasser brauste auf den Staudamm zu und drohte direkt am Wasserabfluß durchzubrechen. Die Arbeiter hatten alle Hände voll zu tun. Tolja befahl den freiwilligen Helfern, den Kälteträger direkt aus den Ballons auf das Wasser zu gießen. Die Helfer hatten es anscheinend zu gut machen wollen, gegen 2 Uhr hatten sie fast alle Ballons verbraucht. Tolja rief aufgeregt im Zentrallager an, der Wachhabende versprach, neue Ballons zu liefern. Der Transport mit den Ballons traf um 2.35 Uhr ein. Um 2.45 Uhr ergab sich eine neue Gefahr. Der Fluß begann den Grund aufzuwühlen, die Kältewerfer kamen nicht bis auf den Grund und ließen unten einen Tunnel frei. Tolja mußte die Arbeit einstellen, um längere Spitzen zu beschaffen. Danach mußten die Scheinwerfer versetzt werden. Einer von ihnen war am Eis festgefroren. Endlich graute der Morgen. Am Rande des Eises machten sich Leute zu schaffen, die einen großen schwarzen Zylinder auf einen Schlitten stellten. Einer der Männer nahm ein Sprachrohr, und man hörte über den Fluß hinweg den bekannten Baß Professor Tschernows, der das Tosen des Wassers übertönte:

„Achtung! Brigadier Saizew, führen Sie Ihre Leute in Deckung. Wenn Sie dreihundert Meter entfernt sind, schwenken Sie eine Fahne. Zählen Sie Ihre Leute, Sie sind für jeden einzelnen verantwortlich.“

Tolja, der bereits erriet, worum es ging, rief seine Brigade eilig zusammen. Er brachte die Leute in einem Betonschacht in Sicherheit, in dem sonst die Ballons mit den Kälteträgern aufbewahrt wurden; er selbst stieg mit der

Fahne auf den Rand des Schachtes, um Professor Tschernow das Zeichen zu geben.

Von dort konnte Tolja sehen, wie Professor Tschernow und seine Gehilfen, als sie mit ihrer Arbeit fertig waren, eilig zum Ufer hinliefen. Einer der Gehilfen stolperte und fiel, sah sich beunruhigt um, sprang auf und lief eiligst dem Professor hinterher... In diesem Augenblick erklang die Detonation, die das Donnern des Flusses übertönte. Eine kreisförmige Wolke erhob sich über dem Staudamm. Eine Eiswelle schlug Tolja ins Gesicht, brannte auf der Haut. In der Luft wirbelten funkelnde Sternchen, wie auf einem reich geschmückten Weihnachtsbaum. Um die Sonne kreisten regenbogenfarbige Flammen. Darauf verschwand alles im Nebel. Zugleich setzte Tolja die ungewöhnliche Stille in Erstaunen. Er nahm an, daß die Detonation ihn taub gemacht hätte. Was geschehen war, eine geplante Sprengung oder eine Katastrophe, wußte Tolja nicht. Er brach die Eiskrusten ab, die sich auf seinen Brauen gebildet hatten, und blickte angestrengt in den Nebel. Und als der Nebel sich zerteilte, begriff Tolja, warum es so still geworden war. Der Fluß war verstummt. Es gab keinen tosenden Durchfluß mehr. An seiner Stelle erhob sich ein steil abfallender Eisberg. Der donnernde Strom war erstarrt. Mitten in der glasklaren, harten Masse konnte man die Umrisse der Eisschollen sehen, die in ihrer stürmischen Bewegung aufgehalten worden waren, die parallelen Streifen der Wellen und sogar den vereisten Schaum. Ein neuer mächtiger Vereisungsapparat Professor Tschernows hatte beide Teile des Staudammes aus Eis zu einem Ganzen zusammengefügt.

Mit dem stolzen Gefühl des Besitzers blickte Tolja auf den gebändigten Fluß. Neue Eisschollen, die vom Oberlauf herantrieben, schaukelten am Rande des Staudammes, die Wogen liefen auf die niedrigen Ufer auf. Aber Tolja sah schon keine Eisschollen mehr und keine Wogen. In Ge-

danken sah er in dem großen Wasserreservoir schnee-weiße Baumwollballen, viele Hektar goldener Ähren, üppige Weintrauben, Kisten voll duftender Aprikosen und die harzigen Stämme schlanker Fichten. Das Plätschern der Wellen wurde für Tolja zum unaufhörlichen Motorengedröhn, zum Lied der Webstühle, zum Knistern der Elektroden, zum Lärm elektrischer Traktoren. Er sah das Licht aufflammen in den neuen Kolchoshäusern, und das alles hatte der Eisstaudamm bewirkt. Tolja schaute mit dem Blick des Besitzers über seinen unendlichen Reichtum hin. Er war sehr stolz auf seinen Beruf, auf seine nutzbringende Arbeit, auf seine große Heimat, das Vaterland friedlicher, schöpferischer Arbeit.

E n d e

M. WODOPJANOW

Polarflieger

Über der unendlichen, menschenleeren Tundra tauchen die ersten Flugzeuge auf. Mutige Männer sind es, die den Kampf mit der rauhen Natur des Nordens aufnehmen. Die tagelang anhaltenden eisigen Schneestürme zwingen sie, sich Höhlen in die Schneedecke der Tundra zu graben und das Unwetter abzuwarten. Nicht immer ist ihnen der „Herr der Arktis“, der Eisbär, freundlich gesinnt; stets heißt es, vor dem neugierigen und unberechenbaren Gesellen auf der Hut zu sein. Aber auch manche lustige Episode aus dem Leben der Polarmänner weiß unser nächstes Heft zu berichten.